

## Editorial

Nachdem 2007 der Kongreß der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung in Berlin stattfand, wird nun der nächste Ende Juli 2009 in Chicago abgehalten werden. Das Programm-Komitee hat diesen Kongreß unter das Thema »Psychoanalytische Praxis: Angleichungen und Unterschiede« gestellt. In den letzten 100 Jahren hat sich die klinische Praxis der Psychoanalyse enorm verändert und vielfältig ausdifferenziert. Dieser Pluralität psychoanalytischer Sichtweisen gibt jeder internationale psychoanalytische Kongreß Raum, aber von Zeit zu Zeit wird die Pluralität und vor allem die Divergenz der unterschiedlichen Ansätze selbst zum Thema gemacht. So 1989 auf dem Kongreß in Rom mit der Suche nach dem *common ground* der unterschiedlichen psychoanalytischen Schulen und ihrer Konzepte. Ob ein solcher *common ground* zu finden ist und es Entwicklungen in Klinik und Theorie gibt, die zu einer neuen Konvergenz führen, oder ob die Suche danach eine Illusion ist, wird seither immer wieder und zum Teil heftig diskutiert. Deshalb stellt der diesjährige Kongreß auch nicht die Suche nach einem offensichtlich schwer zu erfassenden *common ground* in den Mittelpunkt, sondern fragt vorsichtiger nach »Angleichungen und Unterschieden« (Convergences and Divergences). Angesichts eines sich ständig erweiternden und ausdifferenzierenden Feldes der Psychoanalyse soll sich der Kongreß der Art und Weise widmen, wie unterschiedliche psychoanalytische Kulturen ihre psychoanalytische Praxis definieren, und entsprechend produktive Diskussionen fördern.

Es ist Usus bei den internationalen psychoanalytischen Kongressen, die Hauptvorträge in den vier Kongreß-Sprachen vorab zu publizieren, damit sie in den unterschiedlichen psychoanalytischen Gruppen diskutiert werden können. Wir veröffentlichen im Folgenden die drei diesjährigen *keynote papers*, die sich in jeweils unterschiedlicher Weise mit der Thematik des Kongresses auseinandersetzen.

Wenn kein für alle verbindlicher *common ground* die einzelnen psychoanalytischen Strömungen danach beurteilen läßt, inwieweit sie auf diesem gemeinsamen Boden stehen, und deshalb nur noch »produktive Diskussionen« über den jeweiligen Weg der psychoanalytischen Praxis möglich zu sein scheinen, dann wird eine Analyse der Diskussions- und Streitkultur innerhalb der psychoanalytischen Community um so dringlicher. Ihr und ihren zentralen Konflikten widmet sich die Arbeit von

Warren Poland »Probleme des kollegialen Lernens in der Psychoanalyse: Narzißmus und Neugier«. Für ihn beruhen die Neugier, andere Positionen kennenzulernen, und die Bereitschaft, Ungewißheit zu riskieren und sich auf sie einzulassen, auf einem reifen Narzißmus.

Angesichts einer Situation, in der nicht nur die theoretische Einheit der Psychoanalyse in Frage gestellt wird oder sich in eine Vielfalt aufgelöst hat, sondern auch die Einheit der Praxis in Zweifel gezogen wird, wählt Pablo Jiménez in seiner Arbeit »Das Erfassen der Praxis des Psychoanalytikers gemäß ihrem eigenen Wert« einen pragmatischen Ansatz. Er diskutiert die zentralen Theorien therapeutischer Veränderung und schlägt vor, die Praxis des Analytikers von theoretischen Projektionen frei zu halten und sie in ihrer eigenen Wirklichkeit zu begreifen. Nur so kann den impliziten »Minitheorien«, mit denen der Analytiker arbeitet, Raum gegeben werden, sich zu entfalten, so daß sie erkannt und untersucht werden können. Eine Validierung der Erwägungen und Deutungen des Analytikers kann nur pragmatisch nach ihren Wirkungen in der analytischen Beziehung erfolgen.

Antonino Ferro stellt in seiner Arbeit »Transformationen in Traum und Figuren im psychoanalytischen Feld« zunächst die große Variationsbreite der verschiedenen klinisch-theoretischen Modelle dar und zeichnet die Perspektiven nach, unter denen das Material der analytischen Sitzung verstanden werden kann. Dabei bewegt sich Ferro weg von einer Psychoanalyse der Inhalte und der Erinnerungen sowie der Deutung der Übertragung hin zu einer Analyse des psychoanalytischen Feldes, das er als eine virtuelle Realität und ein sich ständig erweiterndes holographisches Traumfeld auffaßt, in dem der Analytiker über die Dekonstruktion der Narrative und der verschlungenen Übertragungsknäuel immer neue Transformationsprozesse in Gang setzen kann.

Um eine weite Verbreitung dieser Hauptvorträge in der deutschsprachigen psychoanalytischen Community zu gewährleisten, haben sich *Psyche* und *Jahrbuch der Psychoanalyse* zusammengetan und dieses Heft gemeinsam publiziert, um ihren Abonnenten die Beiträge zugänglich zu machen. Ein Novum, dem wir eine gute Resonanz wünschen, wie den abgedruckten Arbeiten eine weiterführende Diskussion.

Werner Bohleber  
(*Psyche*)

Claudia Frank (für die Hg.)  
(*Jahrbuch der Psychoanalyse*)

## Probleme des kollegialen Lernens in der Psychoanalyse: Narzißmus und Neugier\*

*Übersicht:* Psychoanalytiker hören zwar ihren Patienten mit klinischer Sensibilität zu, lassen es aber im Gespräch unter Kollegen an respektvoller Aufgeschlossenheit missen. Ursächliche Faktoren werden unter besonderer Berücksichtigung des Zusammenspiels zwischen den selbstzentrierten narzißtischen Kräften sowie der nach außen gerichteten Neugier untersucht. Diese Studie über die Kommunikationsprobleme im Kollegenkreis erforscht Beschränkungen, die dem menschlichen Geist strukturell inhärent sind (etwa die Notwendigkeit, Erfahrungsaspekte zu abstrahieren, um die Aufmerksamkeit zu fokussieren, und die Tendenz zu kategorialem Denken), solche, die durch die Psychologie des Individuums bedingt sind (zum Beispiel die Verletzlichkeit des Selbstwertgefühls), sowie jene Beschränkungen, die mit der Gruppendynamik zusammenhängen (etwa die Probleme, die sich aus neuen Ideen und aus den an sie gebundenen Loyalitäten ergeben, aus der Parochialisierung und der Entwicklung radikaler Schulen und aus der Rivalität zwischen Schulen). Die Beteiligung kultureller Einflüsse sowie die Überdeterminiertheit der Sprache werden ebenfalls beleuchtet. Das grundlegende Gefühl der Kleinheit in der Fremdheit des Universums und in der Gegenwart anderer erweist sich dabei als roter Faden, der diese verschiedenen Aspekte miteinander verbindet.

*Schlüsselwörter:* reziprokes Lernen; kollegiale Kommunikation; Narzißmus; Neugier; Insularität; geistige Aufgeschlossenheit; intellektueller Provinzialismus; radikale Schulen; dualistisches Denken; wissenschaftliche Rivalität; Sprachprobleme; Fremdheit der Andersheit

Nichts Kreatives sollte um einer anderen  
Überzeugung willen ausgeschlossen werden.  
*Clive James*

Erneut sind wir aus den nahen und fernen Regionen der psychoanalytischen Welt zum Kongreß zusammengekommen, um weiterzugeben,

---

\* Vorveröffentlichter Hauptvortrag (key note paper) auf dem 46. IPV-Kongreß »Praxis der Psychoanalyse: Angleichungen und Unterschiede« (Chicago, 29. Juli – 1. August 2009). © IPA Trust Ltd. Eine englische Fassung wird im *International Journal of Psychoanalysis*, eine französische Fassung in der *Revue Française de Psychanalyse* erscheinen.

was wir in den vergangenen zwei Jahren hinzugelernt haben, um Erfahrungen auszutauschen und um zu sehen, was wir gemeinsam entdecken können. Damit haben wir uns eine angemessene Aufgabe gesetzt, doch es ist auch angemessen zu fragen, wie erfolgreich wir sie tatsächlich bewältigen. Seit einem Jahrhundert halten wir solche Zusammenkünfte nun ab – doch wie gut lernen wir voneinander, wie gut sprechen wir miteinander und wie gut hören wir einander zu? Es könnte sein, daß uns die Art und Weise, wie wir diese kollegiale Aufgabe bislang gemeistert haben, wenig Anlaß gibt, stolz zu sein. Ähnlich wie Personen auf einem Bild von Edward Hopper befinden wir uns nur zu häufig im selben Raum, ohne miteinander in Kontakt zu sein.

Als Kliniker bemühen wir uns lebenslang, unsere Patienten, die sich nur widerstrebend öffnen, zu hören. In unseren Behandlungszimmern lernen wir, immer besser zuzuhören – um so schockierender ist es, wie schlecht wir einander zuhören. Dieser Kongreß hat sich vorgenommen, die Muster unserer Angleichungen und Unterschiede zu beobachten und überdies, so wie wir es gewohnt sind, introspektiv auch jene inneren Kräfte zu erforschen und unter Kontrolle zu bringen, die eine Weiterentwicklung erschweren.

Glücklicherweise erlebt das analytische Denken trotz unserer Schwierigkeiten eine Blütezeit. Neue Ideen machen von sich reden, unsere Zeitschriften gedeihen. Doch obschon eine gewisse gegenseitige Befruchtung stattfindet, ist nicht zu verkennen, daß die Diversität eine Balkanisierung mit sich bringt, eine Aufspaltung in immer kleinere und sogar feindliche Sekten.

Neues Wissen verlangt eingehende Diskussionen, eine wirklich offene Debatte, die wir schützen und fördern möchten. Daß wir leidenschaftlich streiten, ist gut, denn unsere Leidenschaft entspringt nicht nur eitlen persönlichen Interessen, sondern vor allem einer tiefen Anteilnahme. Zudem wissen wir, daß die umsichtige Auseinandersetzung mit neuen Beiträgen gerade auch deshalb angebracht ist, weil unser Feld ein spezielles Problem aufweist: Unser Augenmerk richtet sich vorrangig auf unbewußte Kräfte, die beharrliche Widerstände erzeugen. Wenn wir beherzigen, in welch subtile Verkleidungen sich die Abwehr gewanden kann und wie raffiniert unsere Psyche operiert, erkennen wir auch, daß besondere Umsicht geboten ist, sobald angestammtes analytisches Wissen durch neue Ideen in Frage gestellt wird.

Behutsamkeit und Umsicht sind aber nicht das gleiche wie defensives Mißtrauen und eine Absage an alles, was anders ist, unbekannt oder neu. Wenn wir uns selbst gegenüber ehrlich sind, sehen wir, daß neben wohlwollender Skepsis noch etwas anderes am Werk ist. Allzu oft nämlich fällt der Respekt im Umgang miteinander einer Polemik und Parteilichkeit zum Opfer, und bisweilen erhebt sogar der Spott sein häßliches Haupt.

Die Weiterentwicklung einer jeden Wissenschaft setzt ebenso wie die des menschlichen Individuums Spannung voraus, und deshalb sind solche Wachstumsschmerzen zu begrüßen. In einer offen geführten Debatte ist es nicht notwendig, daß alle Teilnehmer mit dem Ausgang einverstanden sind. Ein verfrühter Abbruch der Diskussion verhindert, daß Unbekanntes zutage treten kann, während die respektvolle Anerkennung weiterhin bestehender Unterschiede den Weg schützt, der zu neuen Erkenntnissen führt. Ideen müssen mit ihren Verdiensten stehen oder fallen, nicht mit dem Prestige oder der Macht ihrer Befürworter. Nicht jede neue Idee wird einer gründlichen Überprüfung standhalten, aber wir müssen jene, die es wert sind, aufnehmen und ihnen Raum lassen können – selbst wenn sie Unbehagen wecken, weil sie den von uns bevorzugten vertrauteren und bewährten Sichtweisen widersprechen.

Eine ungehinderte Entwicklung setzt eine freie und zugleich diszipliniert geführte Kontroverse voraus. »Frei« meint: offen im eigentlichen Sinn des Wortes; und »diszipliniert« bedeutet präzise Formulierung, Berücksichtigung des vorhandenen Wissens und Toleranz angesichts unauflösbarer Paradoxa. Jahrelang spielten sich Auseinandersetzungen ab zwischen Analytikern, die den Trieben, und anderen, die den Objektbeziehungen Priorität zuschrieben, und auf beiden Seiten gab es Extremisten, die die andere Position nicht gelten ließen. Nicht anders als heutige Extremisten bekämpften sie sich in einer Weise, als signalisiere ein Paradoxon die Gegenwart eines Feindes und nicht etwa die Unzulänglichkeiten einer zu kurz greifenden Theorie. Wo Schlußfolgerungen durch Einseitigkeiten vorgegeben werden, ist Weiterentwicklung im eigentlichen Sinn ausgeschlossen – gleichgültig, ob von der Einseitigkeit das Neue oder das Alte profitiert.

Manche Probleme resultieren aus früheren Erfolgen, und das breite Spektrum neuer Beobachtungen, das wir mittlerweile als Pluralismus zu bezeichnen pflegen, trägt zu den Schwierigkeiten bei. Gibt es eine einzige

Psychoanalyse oder viele? Anders gefragt: Können wir uns weiterentwickeln und über vertraute Ideen hinausdenken, uns aber trotzdem als entscheidende Gemeinsamkeit die Konzentration auf unbewußte Kräfte, das heißt die Orientierung bewahren, durch die sich das unverwechselbar Psychoanalytische vor dem allgemein Psychologischen auszeichnet? Daß uns dies gelingt, ist meines Erachtens unbedingt erforderlich.

Durch Proklamationen geistiger Aufgeschlossenheit lassen sich diese Fragen nicht beantworten, wenn unsere Dialoge gleichzeitig zu parallelen Monologen mißraten. Das Herausposaunen guter Absichten wird die Mauern zwischen unseren Enklaven nicht zum Einsturz bringen.

Meine Aufgabe ist es, unser Streitverhalten zu beschreiben, damit wir die Ursachen unserer Fehden analytisch untersuchen können, statt sie weiterhin zu agieren. Deshalb werde ich kurz die Muster unserer Interaktionen skizzieren. Sodann können wir versuchen, die sie fundierende Dynamik aufzudecken und zu erforschen.

Weil die von mir beschriebenen Probleme zutage treten, sobald wir in Gruppen zusammenkommen, ist es hilfreich, die zugrundeliegenden Schicksale unserer Bedürfnisse nach Selbstgratifikation und unserer explorativen, auf die Außenwelt gerichteten Strebungen nicht zu vergessen. Hinter unseren Konvergenzen und Divergenzen verbirgt sich die unstete Verbindung von Narzißmus und wissenschaftlicher Neugier. Wenn unser Narzißmus stabil oder, präziser formuliert, wenn er reif ist, können wir unsere Untersuchungen am weitesten vorantreiben. Ist er jedoch bedroht, degeneriert die aufnahmebereite, auf die Außenwelt zielende Erforschung zu einer Identitätspolitik. Diesen entscheidenden Aspekt werde ich abschließend noch einmal aufgreifen. Vorerst aber wenden wir uns jenen Konflikten zu, die den kollegialen Umgang miteinander trüben.

### *Menschliche strukturelle Grenzen*

Um diese Konflikte zu untersuchen, ist es angebracht, zunächst jene Grenzen anzuerkennen, die sich unserer Kontrolle entziehen und unsere Unzufriedenheit mit anderen Menschen, aber auch mit uns selbst – wenngleich wir dies nur ungern zugeben – verstärken. Wir suchen nach Antworten, die ewig unerreichbar sein werden, denn wir sind und bleiben lediglich Menschen. Wir akzeptieren, daß wir nicht omnipotent sind,

verhalten uns aber so, als könnten – ja sollten – wir allwissend sein, als wäre es uns irgendwann möglich, alles zu wissen, was gewußt werden kann, und als könnten unsere Theorien aus einem Guß sein und nichts zu wünschen übrig lassen. Unsere Kenntnisse und Theorien sind bemerkenswert gut, aber sie werden immer unzureichend sein, immer in die Grenzen unserer Fähigkeiten verwiesen bleiben.

Denn die Welt und ihre Phänomene sind zu groß, zu mannigfaltig und zu komplex, als daß der Geist eines einzelnen Menschen sie jemals *vollständig* erfassen könnte. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Evolution mit uns abgeschlossen ist. Wenn wir die Grenzen unserer mentalen Hardware verleugnen, vergessen wir, daß wir auch dann keine Götter sind, wenn wir den Göttern das Feuer stehlen. Unsere Eitelkeit macht uns überaus verwundbar.

Wir begegnen den vielschichtigen Gegebenheiten des Universums, indem wir sie verkleinern und Begriffe für sie prägen, mit denen wir uns dann in Paradoxa hineinmanövrieren, die nichts anderes sind als Artefakte unserer menschlichen, kategorisierenden Logik. Um die Welt zu erforschen, untersuchen wir einzelne Bruchstücke, die wir zuvor aus ihrem natürlichen Kontext isoliert haben. Unser Geist dichotomisiert und hört nicht auf, die von uns selbst erzeugten Kategorien immer weiter zu unterteilen. Das bedeutet, daß wir, indem wir die Wissenschaft weiterentwickeln – denn ebendies ist die menschliche Form der Organisation von Wissen –, Karten mit künstlichen Grenzen verfertigen. Daraus ergeben sich Risiken.

Konzentrierte Aufmerksamkeit ist unverzichtbar und produktiv, eine künstliche Fragmentierung aber hat Nebenwirkungen, die uns in die Irre führen. Indem wir unseren Forschungsgegenstand zergliedern, exzerpieren wir abgesonderte Bruchstücke und bestimmen Grenzen, die in der Natur gar nicht vorkommen. Jedesmal, wenn wir unseren Blick auf einen Gegenstand richten, wenden wir ihn von einem anderem ab. Deshalb müssen wir stets bereit sein zu fragen: »Was haben wir übersehen?« Auch wenn wir uns immer nur eine oder einige wenige Erklärungsmöglichkeiten gleichzeitig vorstellen können: der Ausschluß alternativer Ansichten bewirkt, daß ein Parochialismus der Partialinteressen an die Stelle einer vollständigen Untersuchung tritt.

Da wir nun einmal nicht mehrere Dinge gleichzeitig denken können, sollten wir uns davor hüten, auf unsere persönlichen Standpunkte über-

trieben stolz zu sein, und »anerkennen, daß Menschen sich auf bestimmte Ansichten kaprizieren, weil sie zu ihrer Identität geworden sind« (James 2007, S. 601). Wir sind zu Recht stolz, wenn es uns gelingt, bekanntes Wissen zu erweitern, aber die Geschichte erinnert uns auch daran, daß andere kommen und unseren Beitrag verändern und ergänzen werden. Denken wir an den Ausspruch einer Bühnenfigur von Tom Stoppard (1997, S. 53): »Jede Zeit glaubt, die moderne zu sein, aber die heutige ist es wirklich.«

Ein Antidot für eine solche Fixierung auf Fragmente besteht darin, neues Wissen zu rekontextualisieren und neue Beobachtungen in das offene Feld akkumulierter Erfahrung einzuordnen. Eine solche Rekontextualisierung ist notwendig, auch wenn uns die klinische Praxis lehrt, daß die Wirklichkeit durch die Abstrahierung und anschließende Rekontextualisierung verändert wird. Ökonomie hat gewiß ihren Reiz, doch singuläre Erklärungen reichen kaum je aus. Occams Rasiermesser schneidet oft zu kurz.

Müssen wir uns einerseits davor in acht nehmen, eine einzige Sichtweise zu verabsolutieren, so sollten wir andererseits vor der Verführung durch eine holzschnittartige hegelianische Dialektik auf der Hut sein und nicht grundsätzlich davon ausgehen, daß aus jeder These und ihrer Antithese eine Synthese erwachsen wird. Es reicht nicht, Widersprüche lediglich zu tolerieren. Wir müssen sie würdigen, und wir müssen sie schützen, auch wenn sie uns nicht behagen.

Darüber hinaus ist Wissen Macht und ein beruhigendes Mittel gegen Hilflosigkeitsgefühle. Wenn wir verwirrt sind und uns überwältigt fühlen, weil unser Wissen nicht auszureichen scheint, wehren wir den Horror der Hilflosigkeit ab, indem wir die Welt als Chaos bezeichnen. Aber die Welt ist die Welt, und das Wort »Chaos« beschreibt nicht die Welt, sondern unsere angsterfüllte Unfähigkeit, diese Welt in einer unserem Verstand zuträglichen Weise zu konzeptualisieren. Das Gefühl des Chaos läßt sich weder durch eine favorisierte singuläre Theorie vertreiben noch durch ein Sammelsurium vermeintlich gleichwertiger Deutungen, denn das wäre eine Pervertierung des Prinzips der multiplen Determiniertheit. Es gilt grundsätzlich, das Evidenzmaterial abzuwägen. Aufgeschlossen zu sein bedeutet nicht, einen leeren Kopf zu haben. Es gilt grundsätzlich, das Evidenzmaterial abzuwägen (Hanly, persönliche Mitteilung).

Eine respektvolle Rücksichtnahme auf Überlegungen, die unserer eigenen Ansicht widersprechen, ist die beste Möglichkeit, unsere natürlichen geistigen Grenzen zu erweitern. Sie setzt allerdings Liebe zum Lernen voraus, zu der nur ein stabiles Selbst fähig ist, das den kindlichen Wunsch nach Exklusivität überwunden hat.

### *Menschliche Schwächen*

Wie sieht es mit den Schwächen aus, die unserer Kontrolle *nicht* entzogen sind? Da wäre natürlich als erstes die Rivalität. Sobald wir uns mit einer analytischen Frage zu beschäftigen beginnen, verhalten wir uns sehr rasch wie Wettkampfgegner, von denen jeder schneller sein will als der andere, und nicht so, als wollten wir gemeinsam unser Wissen erweitern. Theoretische oder behandlingstechnische Fragen werden unter diesen Umständen nicht als nützlich empfunden, sondern als Angriff auf den persönlichen Status erlebt. Eitelkeit, dein Name ist Jedermann!

Wer von uns wäre nicht gern ein Konquistador wie der junge Freud? Mit zunehmender Reife wird das narzißtische Zentrum stabiler, und die Selbstgefälligkeit kindlicher Ruhmesträume weicht der Befriedigung über die Ziele, die tatsächlich erreicht wurden. Und zusammen mit uns reift auch unser wissenschaftliches Feld. Die Psychoanalyse entwickelt sich weiter, doch ihre neuen Funde entbehren der beeindruckenden revolutionären Grandeur, deren Aura die Entdeckungen unserer frühen Pioniere umgab. Möglicherweise war es sogar diese Großartigkeit, die das Feld allererst interessant für uns gemacht hat, doch mittlerweile hat es sich qualitativ wie auch quantitativ gewandelt. Freud hat uns einen unbekanntem Ozean erschlossen. Die zahlreichen Flüsse zu erforschen, die von ihm ausgehen, schmälert weder unseren eigenen Wert noch den unserer Arbeit.

Sobald wir uns durch einen Rivalen herausgefordert und bedroht fühlen, regredieren wir auf den frühen Narzißmus, und der Hunger nach Exklusivität holt uns nur allzu rasch wieder ein. Keinem Buch- oder Zeitschriftenherausgeber bleibt die schmerzliche Erkenntnis erspart, daß mitunter selbst die erfahrensten Autoren im Handumdrehen mit kindischer Gekränktheit reagieren, wenn man an ihrem Manuskript etwas auszusetzen hat.

Erinnern möchte ich auch an Wheelis' (1956, S. 172) Bemerkung, daß Analytiker

»andere Kollegen häufig als rigide, dogmatisch und autoritär bezeichnen; kein einziger Analytiker aber würde sich selbst so bezeichnen. Daraus muß man den Schluß ziehen, daß sich einige von uns in einen Dogmatismus geflüchtet haben, ohne es überhaupt zu merken.«

Der nur allzu vertraute »Narzißmus der kleinen Unterschiede« ist derart offenkundig und so beständig, daß Freud (1918a, 1921c, 1930a) in den verschiedenen Stadien seines Denkens verschiedentlich auf ihn zu sprechen kam. Er wußte um die regelmäßige Wiederkehr dieser Selbstliebe und schrieb, daß man ihr »einen elementaren Charakter zusprechen möchte« (1921c, S. 111).

Eine Neugier, die nicht von persönlicher Besetzung und dem Wunsch nach Erfolg zehren kann, bleibe freilich eine schwache Bewegkraft. Persönlicher Ehrgeiz läßt sich nicht verleugnen oder willkürlich aus der Welt schaffen. Damit er aber unserer Fortentwicklung zugute kommen kann, müssen wir die Intensität des Narzißmus dämpfen und der Eitelkeit Gelegenheit geben zu reifen. Die reife Liebe zum Anderen, ja sogar die Liebe zum Wissen als einem idealen, außerhalb des eigenen Selbst befindlichen Anderen, setzt keinen nicht-existenten, sondern einen gereiften Narzißmus voraus.

Die Aufgabe, die manchmal konvergierenden und manchmal divergierenden Kräfte der eitlen narzißtischen Strebungen und der auf die Außenwelt gerichteten Neugier zu erforschen, wird durch den ungewöhnlichen Charakter unseres Berufs zusätzlich erschwert. Die klinische Arbeit, zutiefst intim, ist gleichzeitig zutiefst einsam. Den Gratifikationen unseres Selbst sind Grenzen gesetzt, wenn wir in der Abgeschiedenheit der Arbeit mit unseren Analysanden sämtliche Emotionen von der Apathie bis zur glühenden Leidenschaft durchleben und Sitzung um Sitzung, Stunde um Stunde, Tag um Tag das gesamte Spektrum von ruhigem Grau über Blutrot bis hin zum Schwarz durchmessen.

Damit wir im Anschluß an diese Momente größter Intimität in die allgemeine Welt zurückfinden können, ist eine erhebliche Anpassung notwendig. So wie es unseren Augen schwerfällt, sich nach längerer Dunkelheit wieder ans Licht zu gewöhnen, ist es auch für unser Selbstgefühl nicht einfach, den Wechsel vom In-der-Praxis-Sein zum In-der-Außenwelt-Sein zu vollziehen.

Allzu leicht vergessen wir, die Asymmetrie der analytischen Partnerschaft im Behandlungszimmer zurückzulassen, und neigen dazu, diese klinische Asymmetrie wieder aufzurichten, wenn wir uns außerhalb der Praxis in Frage gestellt fühlen. In der Diskussion mit Kollegen, Gesprächen also, in denen wir einander auf Augenhöhe begegnen sollten, ziehen wir uns allzu rasch auf jenes Gefühl der Überlegenheit zurück, das sich mit der deutenden Position verbinden kann.

Freud, dem vielleicht gar nicht bewußt war, wie oft auch er selbst diesem Ideal nicht gerecht wurde, warnte:

»Die Analyse eignet sich [...] nicht zum polemischen Gebrauche; sie setzt durchaus die Einwilligung des Analysierten und die Situation eines Überlegenen und eines Untergeordneten voraus. Wer also eine Analyse in polemischer Absicht unternimmt, muß sich darauf gefaßt machen, daß der Analysierte seinerseits die Analyse gegen ihn wendet, und daß die Diskussion in einen Zustand gerät, in welchem die Erweckung von Überzeugung bei einem unparteiischen Dritten ausgeschlossen ist« (1914d, S. 93).

Das Überlegenheitsgebaren ist weitverbreitet. Es läßt sich in kollegialen Beratungsgesprächen beobachten, wenn der Respekt voreinander einem Supervisionston weicht (Gabbard, persönliche Mitteilung), oder in unserer Fachliteratur, wenn Autoren ihre eigenen Überlegungen ins beste Licht rücken und an den konträren Auffassungen anderer Autoren die Schwachpunkte herausarbeiten. In unseren Debatten sind solche Spiegelfechtereien weitverbreitet.

Weil wir selbst unsicher sind, erniedrigen wir den anderen. Mit diesem defensiven Eigennutz erweisen wir weder unserer Wissenschaft noch uns selbst einen Dienst.

### *Probleme, die mit der Gruppendynamik zusammenhängen*

Wenn wir diese persönlichen Schwächen anzuerkennen vermögen, können wir untersuchen, wie sie sich auf unsere interpersonalen Räume auswirken. Die Bewegungen der narzißtischen Selbstgratifikation und der neugierigen Aufgeschlossenheit für die Außenwelt spiegeln den Konflikt zwischen dem Verlangen, sich vor anderen auszuzeichnen, und dem Wunsch wider, von anderen akzeptiert zu werden und mit ihnen verbunden zu sein. Jeder möchte ein getrenntes Individuum sein und sehnt sich gleichzeitig nach einer Verbundenheit und Gemeinschaft mit anderen Menschen, die seine Identität kennen und

anerkennen. Wir können den Problemen der Gruppendynamik nicht ent-rinnen.

Bevor wir unsere Aufmerksamkeit speziell auf psychoanalytische Gruppen konzentrieren, müssen wir dem Einfluß der jeweiligen Gesamtkultur Rechnung tragen, aus der sie hervorgehen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Das Erbe, das die koloniale Vergangenheit in den ehema-ligen Kolonialmächten hinterlassen hat, sind Machtbewußtsein und ein Habitus der moralischen Überlegenheit; diejenigen, deren Welten unter-jocht wurden, erbten ein aufrührerisches Ressentiment gegenüber ok-troyierter Macht. Die unvermeidliche Folge besteht darin, daß es Analy-tikern schwerfällt, Kollegen aus anderen nationalen Kulturen als genuin ebenbürtig zu behandeln. Vor einem solchen historischen Hintergrund können ein Gedankenaustausch wie ein Machtkampf und eine Überein-stimmung wie eine Unterwerfung erlebt werden. Vorurteile und narziß-tische Kränkungen haben leider sehr lange Halbwertzeiten.

Dessen eingedenk, können wir uns nun dem dynamischen Gesche-hen innerhalb des analytischen Universums zuwenden. Ideen können in »splendid isolation« geboren werden; damit sie aber nicht nur private Phantasien bleiben, müssen sie von anderen getestet werden. Um unsere Studien zu vertiefen, verengen wir unseren Aufmerksamkeitsfokus auf bestimmte Interessensgebiete und entfernen uns infolgedessen vom of-fenen Marktplatz. Wenn wir unsere Überlegungen später in die Öffent-lichkeit einbringen wollen, sehen wir uns genötigt, ihre Entwicklung zu erklären. Leider empfindet man in dieser Situation ein Nachfragen leicht als Angriff; man fühlt sich nicht anerkannt, schweigt, zieht sich am Ende womöglich ins Private zurück und bricht den Kontakt zur Öffentlichkeit ab. Unsere Neugier versiegt, wenn wir uns von narzißtischer Begeiste-rung über eine Entdeckung hinreißen lassen, die wir der Allgemeinheit voraushaben. Im Namen des Neuen, doch allzu oft im Dienste des Selbst, halten wir unbeirrbar an unserer engen Sichtweise fest.

### *Probleme radikaler Schulen*

Ich möchte mit dem Extremfall beginnen, nämlich den radikalen Schulen, in denen Aufgeschlossenheit und Neugier von der Eitelkeit verdrängt werden. Neues Wissen verändert das vorhandene Verständnis, wenn es in das kollektive analytische Wissenskorporus integriert wird und eine

Vielzahl von Verständnismöglichkeiten die Klarheit einer einzelnen Stimme durch die reichen Kontrapunkte einer chorischen Symphonie ersetzt. Gleichwohl gibt es neben den neuen, im Gesamtchor aufgehenden Stimmen andere, die darauf beharren, abseits zu stehen und mit ihren Soli alle übrigen zu übertönen.

Manchmal sind neue Ideen wirklich revolutionär, weil sie aus radikal neuen Seh- und Denkweisen resultieren. Als Mitglieder einer der großen revolutionären Bewegungen der Geschichte haben Analytiker Grund, die Möglichkeit des radikal Anderen anzuerkennen und offenzuhalten. Die Geschichte zeigt aber immer wieder, daß eine revolutionäre Sache aus persönlichem Eigennutz pervertiert werden kann. Daran vor allem denke ich, wenn ich von radikalen Schulen spreche.

Als radikale Schulen bezeichne ich *nicht* neue oder ungewöhnliche Denkansätze, sondern jene Enthusiasten, die sogar mit ihren Bündnisgenossen hadern, wenn diese die Vorrangstellung ihrer neuen Ideen zu relativieren scheinen. Solche hitzigen Ideologen hängen der unerschütterlichen Überzeugung an, daß ihre Einsichten das gesamte übrige analytische Wissen in den Schatten stellen. Wenn ich diese Gruppen als »radikal« bezeichne, geht es mir nicht darum, ihren *Beitrag* zu schmälern; »radikal« ist vielmehr der Anspruch, andere Verständnismöglichkeiten zu *ersetzen*. Selbst wenn solche Beiträge bereichernd sein mögen, sind Exklusivitätsansprüche doch immer destruktiv. Natürlich werden hergebrachte Verständnisweisen durch neue Entdeckungen verändert, den Prioritätsanspruch aber bezeichne ich als »radikal«.

Ich möchte dies an einigen Beispielen erläutern, die ein allgegenwärtiges Problem illustrieren. Die Ichpsychologie hat unser Verständnis der Art und Weise, wie das Unbewußte verarbeitet wird, wesentlich bereichert. Eine »radikale Ichpsychologie« sähe so aus, daß der Kliniker, ohne je in die Tiefe zu gehen, ausschließlich auf die Oberfläche konzentriert bliebe und lediglich untersuchte, wie die Psyche des Patienten sich selbst beobachtet. Ein anderes Beispiel: Von der Selbstpsychologie haben wir gelernt, die Regulierung des Anerkennungsbedürfnisses und des Selbstwertgefühls weit besser zu verstehen. Eine »radikale Selbstpsychologie« würde sich ausschließlich auf Probleme der Abstimmung konzentrieren und den unbewußten Konflikten keinerlei Beachtung schenken. Die Aufmerksamkeit für das Hier und Jetzt der Übertragungsdeutung wiederum hat unsere klinischen Fähigkeiten beträchtlich

verbessert. Einer »radikalen« Beschäftigung mit der Gegenwart fiele die Untersuchung der Vergangenheit zum Opfer, denn diese würde als Beinträchtigung unseres Feldes betrachtet. Die Liste läßt sich fortsetzen.

Eine »splendid isolation« kann die Aufmerksamkeit schärfen und profundere Explorationen und Erkenntnisse ermöglichen. Die Insularität hingegen, die Unfähigkeit zur Rückkoppelung an den allgemeinen Wissensstand, führt zu einer keineswegs splendid, sondern hermetischen Isolation, die aus Schulen radikale Schulen und aus radikalen Schulen Sekten macht. Unter diesen Umständen werden genuine Neugier und Wissensdrang durch Selbstzufriedenheit erstickt. Wenn die geistige Offenheit einer narzißtischen Rigidität weicht, ähneln Analytiker den französischen Revolutionären, die ihre Gefängnisse bekanntlich aus den Steinen der Bastille errichtet haben sollen.

Wohlwissend, wie schwierig aufrichtige Selbstkritik ist, schrieb Freud in einem Brief an Ferenczi: »Selbstkritik ist keine angenehme Gabe, aber nächst meinem Mut das Beste an mir« (1992g [1908–33], S. 319). Offen für andere Meinungen zu bleiben ist nicht nur kein Verrat an der eigenen Auffassung, sondern trägt zu deren Festigung bei.

### *Probleme zwischen Schulen*

Trotzdem ist es natürlich und nützlich, daß wir uns zusammenschließen und Schulen bilden. Die Einsamkeit der kreativen Arbeit wirkt verunsichernd, so daß wir auf die Reaktionen anderer besonders verletzlich reagieren; deshalb suchen wir die Unterstützung gleichgesinnter Kollegen. Wir hoffen auf Hilfe bei der Entwicklung unserer Perspektiven, und dies macht uns anfällig für die Kritik von Extremisten einerseits und für die verführerische Inspirationskraft charismatischer Gestalten andererseits. Unsere Gesprächspartner müssen vertrauenswürdig, respektvoll und aufrichtig sein, damit unsere Fähigkeit zur Selbstkritik wachsen kann; in entsprechender Weise sind wir zu Respekt verpflichtet, wenn wir Dinge, von denen wir noch nie gehört haben, hinterfragen.

Freilich vertreten auch Schulen, die nicht radikal sind, unterschiedliche und bisweilen gegensätzliche Positionen. Solche Widersprüche müssen weder verleugnet noch um jeden Preis aufgelöst werden. Statt zu akzeptieren, daß konträre Blickwinkel nebeneinander existieren können, ist man versucht, sich in die Sicherheit einer privaten Orthodoxie zurück-

zuziehen. Die Folge sind Partisanenkämpfe, Reibereien wie jene der Chemiker, die sich darüber streiten, ob das Wasser seinen Geschmack dem Wasserstoff oder aber dem Sauerstoff verdankt.

Gabbard (2007) hat dieses nur allzu vertraute Problem erforscht, indem er die Ideologie scharfsinnig als ein Zurückweichen vor den Anforderungen des Prinzips der Überdeterminiertheit kritisierte. Weil es grundsätzlich unmöglich ist, unter einem singulären Blickwinkel zu einem umfassenden Verständnis zu gelangen, geht der Respekt vor der Überdeterminiertheit verloren, wenn man vergißt, daß favorisierte Ansichten ihrerseits aus der Gesamtheit der Erfahrung abstrahiert worden sind. Gabbard erkennt die Rolle, die die Theorie als Metapher bei der Organisation des Denkens spielt, an, verweist aber auch auf die Grenzen von Metaphern und zeigt, daß die aus ihnen abgeleiteten Theorien unweigerlich zusammenbrechen müssen. Die stets gegenwärtige Versuchung, die innere Gewißheit und die auf ihr beruhende persönliche Identität zu schützen, führt zu einem defensiven Rückzug in die Orthodoxie.

Unsere Geschichte ist voller Theorien, die eigentlich erfahrungsgestützte, zu stolzen Proklamationen der Identität hypertrophierte Konzepte darstellen. Wir erleben dies, wann immer eine Theorie als Flagge hochgehalten wird, um eine Gruppe von einer anderen zu unterscheiden, oder wenn die Debatte über Beobachtungen durch eine Identitätspolitik ersetzt wird. Nicht der Narzißmus der Identität ist für Gruppen und Individuen destruktiv, sondern seine unreife Form und die mit ihr einhergehende Unsicherheit der Selbstdefinition, die es unmöglich macht, ein gemeinsames Ideal zu lieben.

Die Entwicklung getrennter Schulen kann Schwierigkeiten mit sich bringen, die (1) durch eine Parochialisierung bedingt sind, (2) durch die Gruppendynamik und die Struktur von Organisationen und (3) durch den Einfluß, den neue Ideen und neue Gruppen auf die Sprache ausüben. Dazu jeweils einige kurze Bemerkungen.

### *1. Probleme der Parochialisierung*

Die bange Ungewißheit, die der Kreativität inne liegt, führt zu einem Drängen auf Teamloyalität. Das bedeutet, daß eine neue, für die Reaktionen traditioneller konservativer Kräfte hochsensible Gruppe zur Re-

gression auf jene frühe Entwicklungsposition neigt, in der das Gute als etwas Inneres und das Böse als etwas Äußeres gesehen wird.

Wenn eine angesehene Fachzeitschrift einen Artikel ablehnt, der von einem Mitglied einer solchen Gruppe verfaßt wurde, zieht diese den Schluß, daß das Establishment feindselig ist und unter sich bleiben will. Die neuen Arbeiter fühlen sich isoliert, schließen sich enger zusammen und verständigen sich praktisch nur noch gruppenintern. Um ihre Artikel ungehindert publizieren zu können, gründen sie eigene Zeitschriften – wodurch sich die Chance, daß die allgemeine Community ihre Überlegungen kennenlernen kann, weiter verringert. Solche Zeitschriften haben zwar eine begrenzte Leserschaft, doch für die Karriere innerhalb der Gruppe wird ihnen eine besonders große Bedeutung beigemessen; daher versuchen die jüngeren Kollegen fortan, in der je eigenen Zeitschrift zu veröffentlichen.

Das Ergebnis schadet sowohl den lokalen Gruppen als auch der gesamten Community. Die Parochialisierung erspart der neuen Gruppe eine gründliche Auseinandersetzung mit den konträren Ideen anderer Kollegen. Die analytische Community wiederum wird um die Chance gebracht, von der neuen Arbeit zu profitieren und ältere Verständnisansätze neu zu bewerten und zu aktualisieren. Einige der neugegründeten Zeitschriften können sich nicht behaupten und werden eingestellt, andere setzen sich durch und werden wegen ihres hohen Niveaus und der Ergiebigkeit ihrer Beiträge geschätzt.

Eines der Ergebnisse ist die Entwicklung von zwei Ebenen unserer Literatur, einer allgemeinen und einer eher fokussierten. Beide sind notwendig und wertvoll. Fachblätter, die man als Hauszeitungen bezeichnen könnte, etwa das *International Journal of Psychoanalysis*, das *Journal of the American Psychoanalytic Association* und die Online-Website *PEP*, sind bestrebt, alle Schulen gleichermaßen zu Wort kommen zu lassen. Andere Zeitschriften – *Psychoanalytic Quarterly*, *Psychoanalytic Dialogue*, *Contemporary Psychoanalysis* und viele andere mehr – verstehen sich als Foren für spezialisiertere Untersuchungen. (Ich vermute, daß sich in den anderen Nationalsprachen eine parallele Entwicklung vollzogen hat.) Beide Ebenen sind notwendig und ergänzen einander.

## 2. Probleme von Organisationen

Nicht allein die Zeitschriften, sondern auch die Organisationen selbst fördern die Kommunikation. Doch leider verschärfen sie die mit Exklusivität und Isolation zusammenhängenden Probleme.

Das analytische Establishment und die analytische Bewegung sind nicht ein und dasselbe. Beide sind lebendig und bilden ein symbiotisches wie auch rivalisierendes Paar. Das Establishment wird gebraucht, damit es einen effizienten Austausch organisiert, die Ausbildung von den Idiosynkrasien eines Lehrlingswesens frei hält und Standards bewahrt. Es ist konservativ und muß konservativ sein. Die analytische Bewegung hingegen kann alle etablierten Denk- und Handlungsweisen uneingeschränkt hinterfragen. Sie ist subversiv und muß subversiv sein.

Die Spannung zwischen Establishment und Bewegung ist ein Zeichen für Lebendigkeit; die Analyse gedeiht am besten, wenn beide in einem ausgeglichenen Verhältnis zueinander stehen. Sobald das Establishment die Bewegung oder die Bewegung das Establishment erdrückt, nimmt das gesamte Feld Schaden. Wird das Establishment allzu mächtig, sind Erstarrung und Entdeckungsarmut die Folge. Ist das Establishment allzu schwach, wird aus der Freiheit der analytischen Bewegung eine Belieblichkeit mit laxer intellektueller Disziplin und wilder Analyse. Eine allzu große Schwäche der Bewegung wiederum führt zu konzeptueller Stagnation und schließlich zum Rigor mortis. Neue Ideen bringen uns voran, die Überprüfung ihrer empirischen Grundlagen schützt uns vor wilder Analyse.

Diese Spannung zwischen Establishment und Bewegung färbt auch darauf ab, wie Analytiker einander begegnen. So ist es nicht überraschend, wenn Kollegen erzählen, daß sie auf Kongressen und Tagungen keineswegs in den Seminarräumen am meisten lernen, sondern auf den Gängen oder am Kaffeetisch. Wenn Kollegen aus unterschiedlichen Schulen inoffiziell – und manchmal sogar mit einem Gefühl der Heimlichkeit – miteinander sprechen, empfinden sie die Sicherheit, die einen offenen und freien Austausch ermöglicht.

Ein Beispiel dafür sind die *Confrontations*, eine Diskussionsreihe, die sich über mehrere Jahre erstreckte und schließlich unter dem Titel *Les Cahiers Confrontation* veröffentlicht wurde. In einer Zeit, als die französische Psychoanalyse auseinanderzufallen schien, versammelten sich

Analytiker aus unterschiedlichen Schulen unabhängig und informell in der Praxis des Mitglieds, das die Treffen organisierte, zu einer anfangs nur kleinen Diskussionsrunde. Die Sitzungen waren frei von dem Druck der Rivalität zwischen den jeweiligen Gesellschaften und entwickelten sich zu einem immer offeneren und ergiebigeren Gedankenaustausch.

Ähnliche Ergebnisse lassen sich in anderen Gruppen beobachten, wenn Analytiker aus unterschiedlichen Gesellschaften zu einem informellen Gedankenaustausch in einem Rahmen zusammenkommen, in dem weder der persönliche Status noch das eigene Vorankommen eine Rolle spielt und auch auf mögliche Patientenüberweisungen keine Rücksicht genommen werden muß. Man kann sich die Überlegungen anderer Menschen am besten anhören und die eigenen Unsicherheiten am besten offenlegen, wenn niemand zugegen ist, in dessen Macht es steht, daraus Konsequenzen zu ziehen. In Anbetracht unserer klinischen Erfahrung sollte uns dies nicht überraschen.

Statt sich bedroht zu fühlen, erkennen kluge Organisationen an, daß sie sich selbst und die Psychoanalyse insgesamt stärken, indem sie die Entwicklung solcher privaten, kulturenübergreifenden Diskussionen *abseits* der Machtstruktur der Organisation fördern. Was zählt, ist der persönliche Rahmen.

### 3. Probleme der Sprache

Vielleicht sind die Wörter die bedeutendste und zugleich teuflischste aller Erfindungen der Menschheit, und womöglich ist die Sprache ihr Zaubelerhlerling. Auf die Frage, weshalb Opium Schlaf erzeuge, gaben Molières Doktoren zur Antwort, der Grund sei das im Opium enthaltene »dormitive Prinzip«.

Wenn das Benennen an die Stelle des Infragestellens tritt, schläft der Geist ein. Ein Name ist keine Erklärung, gleichwohl gehen die Bezeichnungen, die wir Prozessen verleihen, und die Theorien, die wir aus solchen Bezeichnungen konstruieren, mitunter weit über die ihnen zugrunde liegenden empirischen Daten hinaus.

Unserer Aufspaltung in unterschiedliche Schulen korrespondiert der Verfall einer gemeinsamen Sprache in provinzielle Dialekte. Wir definieren uns – und zwar defensiv – über unsere Sprache. Ich muß dabei an

einen amerikanischen Freund denken, der ein Teil eines Eßbestecks ergriff und nachdenklich sagte: »Ist doch komisch. Die Franzosen nennen es *un coteau*. Die Deutschen nennen es *ein Messer*. Und wir nennen es *a knife* – und das ist es ja schließlich!«

In Anbetracht der vielfältigen Übersetzungsebenen, die notwendig sind, um innere Gefühle in Worte zu fassen, und der Wandelbarkeit der Wörter ist es verblüffend, wie gut wir trotz allem kommunizieren können. Bemerkbar macht sich das Sprachproblem sogar dann, wenn wir uns in einer Gruppe von Personen glauben, die ein und dieselbe Sprache sprechen. Es gibt keine zwei Personen, die wirklich dieselbe Sprache sprechen. Sie können lediglich voraussetzen, daß die ihren Sprachen gemeinsamen Denotationen und Konnotationen ausreichen werden, um ihre Gedanken im großen und ganzen überraschend erfolgreich zu kommunizieren – wohlgemerkt, im großen und ganzen.

Fehlkommunikationen kommen sogar durch Wörter zustande, die wir gemeinsam zu haben glauben. Weil Wörter durch ihren Gebrauch verändert werden, wachsen alten Wörtern neue Bedeutungen zu. Der Begriff »Ich«, der seit den Anfängen zu unserer gemeinsamen Geschichte gehört, scheint ein solch einfaches Wort zu sein! Dennoch hören manche, wenn sie »Ich« hören, »zweite Strukturtheorie«, andere hören »Selbst«, wieder andere »Eitelkeit« oder »mentale Exekutivfunktionen«. Begriffe, die in ihrer Jugend die Kraft der Spezifität besaßen, werden mit zunehmendem Alter schwächer und verkommen häufig zu polemischen Codewörtern. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese Komplikation den von uns gemeinsam benutzten Wörtern inhärent ist – wie optimistisch können wir dann sein, wenn wir Wörter benutzen, die neu entdeckte Phänomene benennen?

Die Schwierigkeit wächst, wenn wir mit Kollegen außerhalb unserer engen Zirkel sprechen, selbst wenn sie derselben analytischen Gesellschaft angehören. Sogar noch komplizierter gestaltet sich die Verständigung mit Analytikern aus anderen analytischen Kulturen. Weil es so klingt, als benutzten wir dieselben Wörter, verhalten wir uns dann naiverweise so, als sprächen wir dieselbe Sprache.

Boesky (2008) hat beschrieben, daß es unmöglich ist, einen »Stein von Rosette« zu finden, der uns in diesem babylonischen Pluralismus weiterhelfen könnte. Manchmal benutzen wir die Sprache, um uns zu exponieren, manchmal, um uns zu verstecken. Manchmal prägen wir

neue Begriffe, um neu entdeckten Phänomenen neue Namen zu geben; manchmal zwangsrekrutieren wir alte Namen für neue Ideen. Überdies verwenden wir gelegentlich unterschiedliche Wörter für ein und dasselbe Phänomen; nicht weniger irritierend ist, daß wir zuweilen unterschiedliche Faktorengruppen, die je unterschiedliche Implikationen besitzen, mit ein und demselben Begriff bezeichnen. Schwierigkeiten in Hülle und Fülle! Neue theoretische Begriffe zu prägen ist verlockend und riskant zugleich; eines der Risiken besteht darin, daß die Wortschöpfung die eigene Unfähigkeit verbirgt, sich in neues Denken so gründlich einzuarbeiten, daß man es wirklich versteht und in der allgemein gebräuchlichen Sprache formulieren kann.

### *Narzißmus und Neugier*

Läßt sich angesichts all dieser Schwierigkeiten irgend etwas finden, das unsere kontinuierliche Weiterentwicklung unterstützen könnte? Glücklicherweise bilden unsere Stärken ein Gegengewicht zu unseren Schwächen, und Freud (1914d) wußte, was er sagte, als er die psychoanalytische Bewegung unter das Motto der Stadt Paris stellte: »Fluctuat nec mergitur« – von Wogen umtost, wird sie dennoch nicht untergehen.

Unsere Aufgabe besteht grundsätzlich darin, die geheimen Kräfte aufzudecken und zu erforschen, die unseren Schwierigkeiten zugrunde liegen. Zwei dieser Kräfte, die ich hier durchgängig im Blick hatte, sind der Narzißmus und die Neugier. »Narzißmus« bezeichnet die emotionalen, nach innen gerichteten Besetzungen; »Neugier« meint jene, die – auch wenn sie mit unbewußten Strebungen konfrontiert sein können, die dem bewußten Selbst nicht zugänglich sind – nach außen zielen. Narzißmus und Neugier, innen und außen – wie siamesische Zwillinge kommen die beiden stets, sogar im Konfliktfall, als Gespann daher.

Unsere Narzißmusforschung, die mit Freud begann, von Kohut ins Zentrum gerückt und von sämtlichen Schulen bereichert wurde, ist bei weitem zu komplex, als daß ich sie hier im Handumdrehen nachzeichnen könnte. Zwei Punkte aber sind wichtig. Der erste betrifft die notwendige Grundsicherheit, ein Zentrum, das standhalten muß, damit man weiterkommen kann. Wenn man sich in diesem Zentrum angegriffen fühlt, wird es reflexartig verteidigt: man kann einen Dissens nur akzeptieren, solange man sich nicht in seinem Innersten bedroht fühlt.

Zweitens hat der Narzißmus seinen eigenen Entwicklungsgang, ein Kontinuum, das von einem primitiven und unreifen Stadium hin zur Reife reicht. Man sagt zum Beispiel, daß eine Mutter aufgrund ihres projizierten Narzißmus stärkeren Schmerz empfindet, wenn ihr Kind gefährdet ist, als wenn ihr selbst ein Schmerz zugefügt wird. Diese Formulierung ist irreführend. Zutreffender wäre es zu sagen, daß die Liebesfähigkeit der Mutter ihr eigenes Selbst transzendiert. Der reife Narzißmus nutzt dem Selbst, indem er den Anderen wertschätzt, sich um andere Menschen sorgt und Ideale hütet, die über das Selbst hinausgehen. Aus der Grundsicherheit erwächst ein Selbstgefühl, das es uns ermöglicht, über unsere beschränkten Eigeninteressen hinaus zu explorieren. Wie Lao-Tse sagte: Geliebt zu werden macht uns stark, zu lieben macht uns mutig.

Auch die Entwicklung der Neugier folgt einem komplexen Kontinuum. Beobachten läßt es sich am Säugling, der die Brust seiner Mutter oder die eigene Hand erforscht. Solange er nicht durch Hilflosigkeit überwältigt und desorganisiert wird, wendet er seine Aufmerksamkeit der Außenwelt zu, um sie kennenzulernen. Aber das Kind möchte die Welt nicht nur kennenlernen, sondern sie auch beherrschen. Mit der Neugier und dem durch sie geweckten Gewahrwerden der Verschiedenheit von Selbst und Anderem taucht sowohl die Frage: »Wer bin ich?« auf als auch die Frage: »Wie ist es, jemand anderer zu sein?«

Ebenso wie der Narzißmus wurde auch die Neugier von allen Schulen erforscht, angefangen mit Freuds Untersuchung der sexuellen Neugier über die Gedanken seiner Nachfolger über die Bemächtigungstriebe bis hin zu den aktuellen Beschreibungen eines Wißtriebs. Unseres Vorbehalts gegen simplifizierende Dichotomisierungen eingedenk, sollten wir nicht allzu säuberlich zwischen Narzißmus und Neugier unterscheiden. Für das Kind an der Brust sowie für den Analysanden auf der Couch bilden das Suchen und die Befriedigung, der Trieb und die entscheidende Erfahrung eine Einheit. Die Sorge um das Selbst und die Wahrnehmung des Anderen bilden im Prozeß der Bedeutungserzeugung eine Einheit. Die Befriedigung des Eigeninteresses und die nach außen gerichtete Aufmerksamkeit, die Neugier auf die Welt jenseits des eigenen Selbst, lassen sich nie vollständig voneinander trennen.

Wie hängt all dies mit unseren Problemen der Kollegialität zusammen? Und wie mit unserem Wunsch, uns untereinander auszutauschen und voneinander zu lernen, um die Psychoanalyse weiterzuentwickeln?

Die dem reifen Narzißmus inhärente Liebe zur Neugier öffnet uns die Tür zu dem allgemeinen Diskurs. Erfahrung und Reife lehren uns, daß wir dann am besten gehört werden, wenn wir selbst gut zuhören können. Je offener wir dem Anderen begegnen können, desto umfassender verkörpern wir unsere eigene Identität. Oder, wie Shevrin (2000) es so treffend ausdrückte: »Wenn Descartes heute lebte, würde er sagen: ›Ich höre zu, also bin ich.«

Wir lernen auch, daß wir mit der Ironie leben müssen, mit dem bitteren Gewährsein, daß Entwicklung Verlust bedeutet. Wenn das sichere Kind die Außenwelt umfassender wahrzunehmen beginnt, bringt sein Wissen ihm die Endlichkeit, letztlich die Sterblichkeit zu Bewußtsein. Hinlängliche Sicherheit aber ermöglicht Akzeptanz, eine das Selbst achtende Bescheidenheit, der ein zuverlässiges, tragfähiges Zentrum zugrunde liegt. Für die Entwicklung eines reifen Narzißmus ist die Fähigkeit, sich selbst anzuerkennen und zu achten, sich so zu sehen, wie man vom Anderen gesehen und geachtet wird, ebenso wichtig wie Grund-sicherheit, Halten und Containment. Die Neugier, das Verlangen, die Welt kennenzulernen und sich in der Bereitschaft, Ungewißheit zu riskieren, auf sie einzulassen, kann sich nur auf der Basis ebendieses Vertrauens voll entfalten.

Der Weg von der Infantilität zur Reife ist nie ein Königsweg, ob nun der Narzißmus dominiert oder die Neugier. Er ist voller Konflikte, Schlaglöcher und Umwege. Das eigene Selbst wird immer auch durch das Gefühl der Fremde des Universums, in das man hineingeboren wurde, geprägt. Die Fremdheit des Andersartigen färbt jeden Aspekt unserer Suche nach dem eigenen Platz in der Welt, selbst wenn sie durch das Vertrauen abgemildert wird, das uns die Sicherheit früher Liebe vermittelt. Sie färbt das ständige Wechselspiel von Selbstdefinition und Achtung vor der Andersheit. Trotz der Defensivität des Narzißmus, trotz infantiler Omnipotenzphantasien und vermeintlicher Allwissenheit werden wir die Welt – einschließlich der inneren Welt – niemals vollständig verstehen und beherrschen können. Eine Gewißheit, die sich durch nichts beirren läßt, ist die Gewißheit des Unwissenden. Zu forschen heißt, Risiken einzugehen. Offen füreinander zu sein, in welcher Form die Begegnung auch immer stattfindet, bedeutet, verwundbar zu sein.

Weil niemand jemals alles, was bekannt ist, wissen kann und weil kein Wort je das letzte sein kann, müssen die Überzeugungen, für die wir ein-

treten, vorübergehende Überzeugungen bleiben. Der Stolz, mit dem wir unsere Theorien bisweilen vorstellen, läßt auf die Furcht vor Unsicherheit schließen und auf die Angst, daß man sich selbst herabgewürdigt fühlt, wenn man den Einfluß anderer anerkennt. Wenn wir von »vollbrachten Leistungen« sprechen, ist bereits eine Vollkommenheit impliziert, obwohl es doch unseren Wert keineswegs schmälert, wenn wir anerkennen, daß unsere Leistungen immer durch das vorgegeben sind, was wir *bislang* wissen. Wissenschaft kann niemals einfach *sein*, sondern ist immer im *Werden* begriffen.

Das Heureka-Gefühl, das eine neue wissenschaftliche Erkenntnis begleitet, ist ebenso befriedigend wie das »Aha«-Gefühl in der klinischen Analyse. Der Stolz, den man in solchen großartigen Momenten empfindet, ist berechtigt. Danach aber sollten wir auch anerkennen können, daß unser neugewonnenes Verständnis kein endgültiges ist. Die neue Erkenntnis ist ebenso wie die Deutung ein Vorgang des Erinnerns und zugleich ein Neuanfang. Jeder Schritt nach vorn erhöht die Chance auf weitere Fortschritte – allerdings nur dann, wenn der Glanz des Erfolgs uns nicht verblendet und in Selbstgefälligkeit erstarren läßt.

Kommen wir zum Schluß. Ich habe versucht, einen Wegweiser zu setzen, der unserer künftigen Forschung eine mögliche Richtung aufzeigen könnte, nämlich die Untersuchung jener intrapsychischen und interpersonellen Kräfte, die unsere Fähigkeit untergraben, beirrbar zu bleiben und uns eine geistige Aufgeschlossenheit zu bewahren. Wenn sich Narzißmus und Wißbegier gemeinsam weiterentwickeln, wenn die Lust an der Generativität ein wirksames Gegengewicht zu unserem Prestigedenken schafft, dann können wir selbst und das Feld, das wir lieben, wirklich gedeihen. Wenn diese kreative Liebe zur Neugier in unserer wissenschaftlichen oder in unserer klinischen Arbeit wankt, sollte uns dies als Signal dienen, einen Schritt zurückzutreten und die Ursachen dieser Veränderung zu untersuchen. Die Wissenschaft und wir selbst gedeihen am besten, wenn wechselseitiges Lehren und wechselseitiges Voneinander-Lernen Hand in Hand gehen.

Anschrift des Verf.: Warren S. Poland, 5225 Connecticut Avenue, Washington, DC 20015, USA. E-Mail: warrenpoland@verizon.net

Aus dem Amerikanischen von Elisabeth Vorspohl, Frankfurt/M.

BIBLIOGRAPHIE

- Boesky, D. (2008): *Psychoanalytic Disagreements in Context*. Lanham/MD, Plymouth/UK (Aronson).
- Freud, S. (1914d): Zu Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. *GW* 10, 43–113.
- (1918a): Das Tabu der Virginität. (Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens III). *GW* 12, 159–180.
  - (1921c): Massenpsychologie und Ich-Analyse. *GW* 13, 71–161.
  - (1927c): Die Zukunft einer Illusion. *GW* 14, 325–380.
  - (1930a): Das Unbehagen in der Kultur. *GW* 14, 419–506.
  - (1992g [1908–33]): Briefe an Sándor Ferenczi in: Sigmund Freud/Sándor Ferenczi, Briefwechsel. Hg. von E. Brabant, E. Falzeder, P. Giampieri-Deutsch. Bd. I/1 (1908–1911). Wien, Köln, Weimar (Böhlau).
- Gabbard, G. (2007): ›Bound in a nutshell‹: Thoughts on complexity, reductionism, and ›infinite space‹. *Int J Psychoanal* 88, 559–574.
- James, C. (2007): *Cultural Amnesia: Necessary Memories from History and the Arts*. New York, NY (Norton).
- Poland, W. (1996). *Melting the Darkness: The Dyad and Principles of Clinical Practice*. Northvale/NJ (Aronson).
- Shevrin, H. (2000): Unveröffentlichte Diskussion, Estates General, Paris.
- Stoppard, T. (1997): *The Invention of Love*. New York/NY (Grove Press).
- Wheelis, A. (1956): The vocational hazards of psycho-analysis. *Int J Psychoanal* 37, 171–184.

## Das Erfassen der Praxis des Psychoanalytikers gemäß ihrem eigenen Wert\*

*Übersicht:* Das zentrale Ziel dieses Vortrags ist es, die Hindernisse zu reflektieren, die sich der vorgeschlagenen Aufgabe des Kongresses von Chicago entgegenstellen, nämlich die Konvergenzen und Divergenzen in der psychoanalytischen Praxis zu untersuchen. Der Autor stellt die Haupthindernisse vor. Zunächst die epistemologischen und methodologischen Probleme, mit denen die Theoriebildung in der Psychoanalyse behaftet ist, vor allem die Unmöglichkeit, auf zuverlässige Weise Zugang zu gewinnen zu dem, was die Psychoanalytiker tatsächlich in der Intimität ihrer Praxis tun. Es wird vorgeschlagen, zumindest teilweise die psychoanalytische Theorie von der psychoanalytischen Praxis zu trennen, um so die Praxis der Psychoanalytiker ihrem eigenen Wert nach zu erfassen. Im folgenden wird eine Phänomenologie der Praxis der Psychoanalyse entworfen, in der aufgezeigt wird, daß der Analytiker sich bei seiner Arbeit mit dem Patienten mehr von praktischen als von theoretischen Erwägungen leiten läßt, das heißt, seine Interventionen sind eher Voraussagen als Erklärungen. Die praktischen Erwägungen müssen ständig in der analytischen Beziehung nach ihren Wirkungen validiert werden, weshalb der Autor sich mit dem Thema der Validierung der zentralen Theorie der therapeutischen Veränderung im klinischen Kontext beschäftigt, nämlich mit den Voraussetzungen, die die klinische Praxis erfüllen muß, um der These der untrennbaren Verbindung zwischen Erkenntnisgewinn und Einsicht zu genügen. Es wird der Kern der psychoanalytischen Theorie der Veränderung in Frage gestellt, mit dem Argument, daß diese weder der Praxis der Psychoanalytiker noch dem heutigen Wissen über Prozesse und Mechanismen der therapeutischen Veränderung gerecht wird. Schließlich wird vorgeschlagen, die Praxis von der Theorie zu entkoppeln, um sie so nach ihrem eigenen Wert zu untersuchen, nämlich gemäß ihren Auswirkungen auf den Patienten, mit Hilfe einer Vielfalt von Methoden, die von der systematischen Forschung bis zur neuartigen Methodologie der »Working Parties« reichen.

*Schlüsselwörter:* Trennung von psychoanalytischer Theorie und Praxis; psychoanalytische Forschung; therapeutische Veränderung; Working Parties

---

\* Vorveröffentlichter Hauptvortrag (key note paper) auf dem 46. IPV-Kongreß »Praxis der Psychoanalyse: Angleichungen und Unterschiede« (Chicago, 29. Juli – 1. August 2009). © IPA Trust Ltd. Eine englische Fassung wird im *International Journal of Psychoanalysis*, eine französische Fassung in der *Revue Française de Psychanalyse* erscheinen.

»La théorie, c'est bon, mais ça n'empêche pas d'exister« (Charcot)

»Psychoanalysis is what is practised by psychoanalysts« (Sandler)

## 1. Einleitung

Das Panorama der zeitgenössischen Psychoanalyse ist komplex. Die Kontroverse um ihren epistemologischen Status hat das Innere der psychoanalytischen Bewegung erreicht wie nie zuvor. Das Thema dieses Kongresses spricht für sich. Nicht nur die theoretische Einheit der Psychoanalyse, sondern auch die Einheit ihrer Praxis wird in Zweifel gezogen. Wir sind also aufgerufen, über das, was uns verbindet, und das, was uns trennt, zu reflektieren. In diesem Vortrag möchte ich zeigen, daß die gestellte Aufgabe schwer zu überwindende Hindernisse in sich birgt, erstens aufgrund der Bedingungen, unter denen die Theoriebildung in der Psychoanalyse stattfindet, und zweitens wegen der Schwierigkeiten, auf zuverlässige Weise Zugang zur Praxis der Psychoanalytiker zu gewinnen, also zu dem, was die Psychoanalytiker *tatsächlich* in der Intimität der therapeutischen Beziehung *tun*. Gewiß ist dies ein Thema, das die Psychoanalyse transzendiert und auch die klinische Praxis der psychosozialen Gesundheitsversorgung betrifft. Als junger Psychiater, der davon träumte, Psychoanalytiker zu werden, empfand ich Unbehagen angesichts der Leichtigkeit, mit der die Kollegen das Wissen, das sie bei der Untersuchung eines einzelnen Patienten erworben hatten, verallgemeinerten. Aber mehr noch beunruhigte mich etwas anderes, nämlich der Verdacht, daß die Kliniker, wenn sie über ihre Erfahrung mit Patienten berichten, dazu neigen, die klinische Realität zu verzerren, bis sie in vorgegebene Kategorien, in bevorzugte Theorien oder in das Denken des jeweiligen Modeautors paßt. So reden sie letzten Endes nicht darüber, was *tatsächlich* in der klinischen Praxis geschieht, oder darüber, was sie tatsächlich im Behandlungszimmer tun (oder sagen), sondern darüber, was sie gern getan (oder gesagt) hätten, das heißt, sie stellen eine idealisierte Klinik dar, was den Austausch unter Kollegen enorm erschwert (Jiménez 2005, S. 608). Natürlich bin ich mir bewußt, daß es sich hierbei von seiten desjenigen, der das klinische Material vorstellt, nicht in erster Linie um ein mehr oder weniger absichtliches Verschleiern

handelt, als Ergebnis der Zugehörigkeit zu psychoanalytischen Schulen und Ideologien oder der Unterwerfung unter das »technische Überich«, das den öffentlichen »politisch korrekten« Austausch unter Psychoanalytikern regelt (Figuera 1994), sondern auch um die Auswirkung impliziter Theorien (Canestri et al. 2006), das heißt um die Wirkung von nicht bewußten Gründen, die das praktische Handeln mit den Patienten leiten. Hiermit möchte ich herausstellen, wie schwierig es offenbar in den psychoanalytischen Diskussionen ist, den Kontakt zum Patienten zu halten, ohne die Diskussion rasch auf verschiedenste Ebenen von Theorien *über* die Praxis abdriften zu lassen oder sogar auf Ideen psychoanalytischer Autoren, die ihrerseits *Theorien* über die Praxis konstruieren. Dies hat vielleicht mit der in allen psychoanalytischen Kulturen vorherrschenden Tendenz zu tun, allzusehr auf theoretische Definitionen zu vertrauen, die einen weiten Rahmen von Ungenauigkeit offenlassen, gepaart mit großem Mißtrauen gegenüber empirisch fundierten Untersuchungen (Tuckett 2006). Dies wird zu einem Problem, wenn wir der Freudschen Behauptung treu bleiben wollen, daß die Psychoanalyse, ganz gleich wie weit sie gelangt ist, »ihren Mutterboden nicht aufgegeben [hat] und [...] für ihre Vertiefung und Weiterentwicklung immer noch an den Umgang mit Kranken gebunden [ist]« (1933a, S. 163).

Es ist sicherlich deutlich geworden, daß ich von der Annahme ausgehe, daß es zumindest teilweise möglich ist, in der Psychoanalyse die Theorie von der Praxis zu trennen, und daß es außerdem lohnend ist zu versuchen, die Praxis der Psychoanalytiker in ihrem eigenen Wert zu begreifen. Ich weiß, daß viele diese Behauptung in Frage stellen. Meine Antwort ist pragmatisch: Bevor sie aus »theoretischen« Gründen abgelehnt wird, lade ich dazu ein, den heuristischen Wert solch einer Trennung zu untersuchen.

Ich habe mich in meiner beruflichen Laufbahn sehr früh für die klinische Epistemologie und vor allem für die Methodologie interessiert (Jiménez 2005), wobei ich darunter die Untersuchung der Regeln und Wege verstehe, die zu »guten« Schlußfolgerungen führen, und von dort ausgehend zur Bereicherung validen klinischen Wissens, das geeignet ist, Konsens herzustellen, mitteilbar und vor allem widerlegbar zu sein, zumindest mittels kollektiver Diskussion und rationaler Argumentation. Darüber hinaus schuf die epistemologische Reflexion, gestützt auf meine

vorherigen Studien der Philosophie, in mir eine wachsende Unzufriedenheit mit der klinischen Methode als einzigem Weg zur Erkenntnisgewinnung in der Psychoanalyse. Sie brachte mich dazu, mich für die systematische Forschung in der Psychoanalyse in ihren verschiedenen Ausrichtungen zu interessieren: empirische Prozeß- und Ergebnisforschung, Erforschung der frühen Mutter-Kind-Beziehung, Konzeptforschung. In den letzten Jahren, zum Teil angeregt durch die Notwendigkeit des akademischen Austauschs mit meinen psychiatrischen Kollegen, habe ich über die Entwicklung der neuen »Biologie des Geistes« gestaunt (Jiménez 2006), die es uns erlaubt, den Weg der »neuropsychanalytischen« Integration wieder aufzunehmen, den Freud 1895 verlassen hatte. Während 25 Jahren der Suche nach Wegen der Verknüpfung des psychoanalytischen Wissens mit verwandten Disziplinen habe ich Methoden unterschiedlicher Verfeinerung kennengelernt, die sich auf die »Spuren« bzw. Aufzeichnungen psychoanalytischer Prozesse anwenden lassen. Unlängst erfuhr ich von faszinierenden Kombinationen zwischen Aufzeichnungen subjektiver prozessualer Variablen und dynamischen Abbildungen der Hirnfunktion.

Die theoretische und praktische Vielfalt in der Psychoanalyse ist eine Tatsache, die gegenwärtig von wenigen diskutiert wird. Bereits 1966 zeigte Philip Seitz, daß erfahrene Psychoanalytiker zu keiner zuverlässigen Übereinstimmung bezüglich ihrer Deutungen komplexer innerer Zustände gelangen. Später kamen Pulver (1987a, 1987b) und Bernardi (1989) zu ähnlichen Ergebnissen. Es ist jedoch fragwürdig, diese Situation als Pluralismus zu beschreiben, denn es scheint lediglich eine Pluralität vorzuliegen oder, noch schlimmer, eine theoretische und praktische Fragmentierung, da uns eine Methodologie fehlt, um die verschiedenen Theorien und die technischen Fragestellungen systematisch miteinander zu vergleichen. Ricardo Bernardi (2005) wirft die Frage auf, was nach dem sogenannten Pluralismus kommt, wenn nicht die notwendigen Bedingungen geschaffen werden, damit die beobachtete Vielfalt zum Fortschritt und nicht zur Zerstörung der Psychoanalyse beiträgt. Seine Untersuchungen (Bernardi 2002, 2003) dazu, wie wir Psychoanalytiker in unseren Kontroversen argumentieren, vermitteln ein Gefühl von Pessimismus bezüglich unserer Fähigkeit, uns auf einem gemeinsamen Terrain zu treffen. Tuckett dagegen sieht diese Situation als eine Chance zum Wandel:

»Die Zeit ist gekommen, nicht nur unsere Methodologie zur Erschließung unserer Wahrheiten zu revidieren, sondern auch neue Fragestellungen zu entwickeln, die es ermöglichen, für neue Ideen offen und gleichzeitig in der Lage zu sein, deren Nutzen mit Hilfe von begründeten Argumentationen zu evaluieren. Die Alternative wäre der Turmbau zu Babel« (1994a, S. 865).

Natürlich ist die überbordende Vielfalt der Theorien das unvermeidliche Ergebnis der klinischen Praxis. In seiner Bemühung, die Lebendigkeit der analytischen Situation aufrechtzuerhalten, wird der Analytiker zwangsläufig seine Technik auf mehr oder weniger idiosynkratische Weise modifizieren, wobei er manchmal erheblich von der »Standard«-Technik abweicht, das heißt von der Technik, die er als die »korrekte Analyse« verinnerlicht hat. Solche technischen Modifikationen stehen eher mit einer privaten Theorie über das Material des Patienten in Beziehung als mit den »offiziell anerkannten Theorien, denen der Analytiker bewußt zustimmt« (Sandler 1983, S. 584). Wir Psychoanalytiker sind Experten im Konstruieren von Erzählungen, die in ihren Einzelheiten die Einmaligkeit der Subjektivität der Patienten einzufangen versuchen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Weiterentwicklungen in der psychoanalytischen Theorie im Laufe ihrer Geschichte gerade davon herrühren, daß einige dieser privaten Theorien »officialisiert« wurden. Darin liegt nicht das Problem, sondern im unmerklichen Übergang, in der Verwechslung der Abstraktionsebenen. Diesen Theoriefragmenten, den Produkten induktiver Schlußfolgerungen, die wohl auf einen einzelnen Patienten angewandt werden können, wird eine allgemeine Gültigkeit zugeschrieben, die sie nicht haben, was eine »überspezifizierte« offizielle Theorie hervorbringt (Fonagy 2006). Diese falsche Verallgemeinerung ist letzten Endes die Ursache der »Sprachverwirrung« bei der Theoriebildung in der Psychoanalyse.

## 2. Schritte zu einer Phänomenologie der psychoanalytischen Praxis

Die Frage, die ich mir in bezug auf die psychoanalytische Praxis stelle, läßt sich wie folgt formulieren: *Wie können wir sicher sein, die klinische Praxis so zu sehen, wie sie ist, sie in ihrer eigenen Wirklichkeit zu erkennen und nicht einfach unsere eigenen Theorien auf sie zu projizieren?* Es ist offensichtlich, daß konzeptuelle Systeme absolut notwendig sind für denjenigen, der sich vorgenommen hat, irgendeine Wirklichkeit zu

beobachten und das Beobachtete in gültiger Form zu kommunizieren; jedoch wird, wenn wir es mit intersubjektiven Prozessen zu tun haben, bezüglich deren die Forderung nach Validität ebenso notwendig wie schwierig ist, das Risiko des Apriorismus in der schematischen Darstellung zum Problem. Allzulange haben wir die Komplexität der klinischen Situation unterschätzt und eine einfache und direkte Beziehung zwischen Theorie und Praxis in der Psychoanalyse vorausgesetzt.<sup>1</sup> Die nicht zu leugnende Existenz unterschiedlicher Praktiken zwingt uns dazu, eine Methode zu entwickeln, die es ermöglicht, solche Unterschiede auf zuverlässige Weise zu beschreiben.

Beim Studium der während der 70er Jahre in Buenos Aires und Montevideo geführten Debatten, als die Kleinschen Ideen mit der Denkweise Lacans in Berührung kamen, hat Bernardi (2003) aufgezeigt, daß die Schwierigkeit, echte Kontroversen auszutragen, die im Dienste der Entwicklung einer Disziplin stehen, nicht so sehr von den Eigenheiten der Theorien selbst abhängt (wie zum Beispiel ihrer Unvereinbarkeit), sondern von Abwehrstrategien, die die Prämissen jeder dieser Theorien vor den Argumenten der Gegenseite schützen sollen. Daher beruhen die Schwierigkeiten des Dialogs nicht so sehr auf theoretischen als auf praktischen Gründen. Gewiß hat die beschriebene Situation des Fehlens echter Konfrontation zwischen unterschiedlichen Gesichtspunkten die Bildung eines kohärenten theoretisch-praktischen Corpus in der Psychoanalyse verhindert. Die Schwierigkeiten multiplizieren sich jedoch, wenn es darum geht, sich über die klinische Praxis als solche zu verständigen.

Das erste Hindernis liegt eben darin, daß der Praxis kein eigener, von der Theorie unabhängiger Status zuerkannt wird. Statt einer Debatte, die sich auf klinische Beispiele und Argumente stützt, ergibt sich für gewöhnlich eine rein »theoretische« Debatte, wobei die Besonderheiten der Praxis umgangen werden. Das zweite Hindernis ist noch heikler. Seine im Rahmen der Serie *Psychoanalytiker bei der Arbeit* im *International Journal of Psychoanalysis* veröffentlichte Untersuchung bringt

---

<sup>1</sup> Etchegoyen beispielsweise stellt eine biunivoke Beziehung zwischen Theorie und Praxis her, indem er behauptet: »So wie eine *rigorose Wechselbeziehung* der psychoanalytischen Theorie mit der Technik und der Forschung besteht, ergibt sich, auf einzigartige Weise, in der Psychoanalyse auch die Beziehung zwischen Technik und Ethik« (1986, S. 27; Hervorh. d. Verf.).

Tuckett zu der Aussage, daß »die Tradition der psychoanalytischen Diskussion von klinischem Material darin besteht, es sozusagen zu supervidieren« (Tuckett 2007, S. 1047). Die Supervision des vorgestellten Materials scheint ein übliches Diskussionsmuster in den psychoanalytischen Gesellschaften und auf den internationalen Kongressen zu sein. Auf dem psychoanalytischen Kongreß in New Orleans war es meine Aufgabe, einen Abschlußbericht verschiedener Podiumsdiskussionen zu erstellen, in denen von Helmut Thomä vorgestelltes klinisches Material diskutiert worden war. Thomä hatte zuvor seine Besorgnis geäußert, daß man ihn nicht verstehen und nicht in seinen eigenen Begriffen diskutieren könnte, und daß er statt dessen, ausgehend von den Lieblingstheorien der Podiumsteilnehmer, »supervidiert« werden würde (Thomä, Jiménez & Kächele 2006, S. 193f.).<sup>2</sup> In einer kürzlich erschienenen Arbeit führen Thomä & Kächele aus, daß »es, um aus der vergleichenden Psychoanalyse ein fruchtbares Unterfangen zu machen, wesentlich ist, zu evaluieren, wie der behandelnde Analytiker sein berufliches Wissen in spezifischen Interaktionen anwendet« (S. 651). Ein zentrales Problem ist demnach, daß in den Fallvorstellungen derjenige, der vorträgt, sich für gewöhnlich nicht darum kümmert, die Beweggründe zu erklären, aus denen heraus er so intervenierte, wie er es tat, und derjenige, der diskutiert, sich ebensowenig dafür interessiert, die Beweggründe des Vortragenden zu eruieren. So entsteht ein Dialog unter Taubstummten, die sich niemals auf einem gemeinsamen Terrain treffen, und der zu Mißverständnissen und einer wachsenden Babelisierung führt.

Im Folgenden versuche ich, Schritte in Richtung der Konstruktion einer Phänomenologie der Praxis der Psychoanalyse zu unternehmen. Kurz gefaßt, bedeutet die Verwendung der phänomenologischen Methode, sorgfältige und wohlüberlegte Aufmerksamkeit darauf zu lenken, wie eine Realität uns erscheint, wobei wir die Vorurteile, die wir ihr gegenüber haben, auszuklammern versuchen (Jiménez 2003). Es ist so, als

---

<sup>2</sup> Allerdings bedeutet Supervidieren nicht zwangsläufig, das fremde Material vom Gesichtspunkt der vom Supervisor bevorzugten offiziellen und öffentlichen Theorien zu betrachten. Imre Szecsódy, ein ungarisch-schwedischer Psychoanalytiker, hat eine Methode analytischer Supervision mit einer starken empirischen Grundlage entwickelt, bei der es darum geht, in der Beziehung mit dem Supervisanden eine Situation *mutativen Lernens* zu schaffen, in der letzterer lernt, das *Interaktionssystem*, das er mit seinem Patienten herstellt, zu erkennen (Szecsódy 1990).

wenn wir die analytische Situation, wie Freud zu sagen pflegte, *in statu nascendi* sehen, das heißt, in ihrem Ursprungsmoment.

Eine nutzbringende Art, sich einem Phänomen zu nähern, ist die Erkundung der ursprünglichen Bedeutung der Wörter, die es bezeichnen. Das Wort »Praxis«, das in allen europäischen Sprachen vorkommt, kommt aus dem griechischen »praxis« und bedeutet nicht nur Handeln, Handlung, Aktion, Aktivität, Ausübung, Ausführung, Verwirklichung, sondern auch Handlungsweise, Wesensart, Ergebnis, Konsequenz. So ist etwas »Praktisches« eben etwas, das wirkt, etwas Aktives, Wirksames (Mendizabal 1959). In diesem Sinne benutzt Owen Renik das Wort in seinem Buch *Practical Psychoanalysis for Therapists and Patients* (2006). Nach Renik ist der Patient in einer *praktischen* Psychoanalyse in der Lage, mit seinem Analytiker verschiedene Aspekte der Art und Weise zu revidieren, in der er oder sie die Realität konstruiert, mit dem Ergebnis, daß er/sie sich besser fühlt. Ich würde es begrüßen, daß Sie diese Definition präsent haben, wenn wir im weiteren die sogenannte These des *Junktims* überprüfen, nämlich der untrennbaren Verbindung von Erkenntnisgewinn und Heilung in der Psychoanalyse.

Lassen Sie uns einen weiteren Schritt unternehmen und versuchen, uns in das »Hier und Jetzt« der Situation des Analytikers mit seinem Patienten zu versetzen und diese Situation mit der einer Supervision zu vergleichen. Während einer Supervision schauen wir das Geschehen an, nachdem es passiert ist, folglich ist es natürlich, nach dem Warum des Geschehens zu fragen. Es wird also nach einer Erklärung gesucht; dies ist der eigentliche Moment der psychoanalytischen Theorien im Sinne von erklärenden Gründen. Wenn wir uns aber in die Situation des Geschehens versetzen, das heißt, an die Stelle des Analytikers, während er mit seinem Patienten interagiert, ist es klar, daß die Aufgabe nicht so sehr mit Erklärungen als mit Vorhersagen zu tun hat, es geht also darum, zu bestimmen, was in der Zukunft geschehen wird, wie der Patient reagieren wird, wenn der Analytiker so oder so interveniert. Die Aufgabe der Vorhersage erfordert praktische Beweggründe und keine theoretischen.<sup>3</sup> Die praktischen Gründe versuchen, ausgehend von einer

---

<sup>3</sup> Die Unterscheidung zwischen theoretischen und praktischen Gründen ist ein altes philosophisches Thema, das sich bis zu Aristoteles zurückverfolgen läßt. Sie unterscheiden

Reihe von Alternativen – von denen noch keine in die Tat umgesetzt wurde –, die Frage zu beantworten, welche von diesen die beste ist, das heißt, was zu tun ist. Es handelt sich also nicht um die Frage nach Fakten und ihre Erklärung, sondern um Wertefragen, um das, was zu tun wünschenswert ist.

Während der Analysestunde vollzieht sich im Kopf des Analytikers eine ständige Bewegung zwischen theoretischen Gründen, die es ihm als »Mini-Teiltheorien« erlauben, die jeweilige Interaktion vor dem Hintergrund des im Prozeß erworbenen Wissens zu verstehen und zu erklären, und praktischen Überlegungen, die seine Entscheidungen bezüglich dessen leiten, was er sagt und wann und wie er interveniert. Wenn wir Material einer Sequenz von Sitzungen zur Hand haben, finden wir sicherlich die Bestätigung oder Widerlegung der Vorhersagen, die der Analytiker während einer bestimmten Sitzung wagt. Dies ist jedoch etwas, das nicht der Realität des betreffenden Augenblicks entspricht, handelt es sich hierbei doch nicht darum, *ex post facto*-Erklärungen zu finden, sondern voraussagende Hypothesen zu wagen über etwas, was noch nicht geschehen ist. Bei den praktischen Überlegungen sucht der Handelnde seine Gründe zu bewerten und einzuschätzen, um zu handeln, abzuwägen, was für oder gegen die Handlungsalternativen spricht, die sich ihm eröffnen. Darüber hinaus wird diese Wahl definitiv in der ersten Person getroffen, nämlich, vom subjektiven Standpunkt aus betrachtet, im Sinne des Dilemmas, in dem man sich in diesem Moment befindet. Die Entscheidung zu intervenieren bringt so die ganze Einzigartigkeit einer Begegnung mit dem Anderen im *Hier und Jetzt* zum Tragen. Es ist dies ein ideographischer, kreativer und unbeschreibbarer Moment, in dem der Analytiker ein Risiko eingeht, das aus prinzipiellen Gründen niemals ganz von der erklärenden Theorie erfaßt werden kann, es ist sozusagen ein theorie-»entleertes« Moment.

Wenn wir jedoch über den äußeren Anschein hinausgehen, ist dieser vermeintlich theorie-»entleerte« Moment nicht wirklich »leer«, sondern

---

sich durch die Art ihres Ziels; der praktische Grund wird durch das Ziel des Verlangens stimuliert. Die Scholastiker folgten dieser Tradition, indem sie zwischen spekulativem Grund und operativem Grund unterschieden, und diese Unterscheidung wird von Kant wieder aufgenommen, wenn er hervorhebt, daß die theoretische und die praktische Vernunft nicht zwei verschiedene Arten von Vernunft sind, sondern ein und dieselbe, die sich in ihrer Anwendung unterscheidet (siehe José Ferrater Mora 1969).

der Analytiker macht hier Gebrauch von primär nicht bewußtem theoretisch-praktischem Wissen und wendet es an, ohne sich bewußt zu sein, daß er dies tut. Vor 25 Jahren wies Joseph Sandler darauf hin:

»Mit zunehmender klinischer Erfahrung und Kompetenz wird sich der Analytiker vorbewußt (deskriptiv gesprochen: unbewußt) eine ganze Reihe von theoretischen Teilaspekten konstruieren, die direkt mit seiner klinischen Arbeit zu tun haben. *Sie sind Produkte unbewußten Denkens, weitgehend Teiltheorien, Modelle oder Denkfiguren, die sozusagen in Reserve zur Verfügung stehen, um nach Bedarf abgerufen zu werden.* Daß sie möglicherweise einander widersprechen, ist kein Problem. Sie existieren glücklich nebeneinander, solange sie unbewußt sind« (Sandler 1983, S. 582f., Hervorh. d. Verf.).

Wenn das so ist, sind wir Analytiker, ebenso wie die Neurotiker, nicht »Herrn im eigenen Haus« und arbeiten mit unseren Patienten, ohne recht zu wissen wie. Ein wichtiger, wenn nicht der wichtigste Teil der analytischen Arbeit entfaltet sich auf der impliziten Ebene. Victoria Hamilton erinnert daran, daß »sogar die strukturiertesten Denker in der Praxis auf unstrukturierte, persönlichere und idiosynkratischere Weise arbeiten« (Hamilton 1996, S. 317). Das Gesagte hat wichtige Folgen für die klinischen Diskussionen, denn die Diskussionsteilnehmer pflegen dabei von ihren eigenen expliziten, das heißt offiziellen und öffentlichen erklärenden Theorien auszugehen, während derjenige, der das Material vorstellt, wahrscheinlich die praktischen impliziten Beweggründe, die ihn dazu veranlaßten, so oder so zu intervenieren, nicht vollständig wahrzunehmen und erst recht nicht mitzuteilen vermag. Selbstverständlich behindert diese Situation die Möglichkeit eines konstruktiven klinischen Dialogs.

Wahrscheinlich ist dies einer der Gründe dafür, daß es bei der Tradition, in den klinischen Diskussionen zu supervidieren, mißlingt, das Wesen der Arbeit des Analytikers mit seinem Patienten zu erfassen. Die Einzigartigkeit der therapeutischen Beziehung baut auf der Verflechtung der Vorhersagen und Validierungen (bzw. Widerlegungen) auf, die den Dialog zwischen Analytiker und Patient ausmachen. In diesem Sinne ist es nützlich, sich die analytische Arbeit als eine handwerkliche Arbeit vorzustellen. Ein Handwerker pflegt begrenzte Mengen von Materialien und theoretisch-praktischen Werkzeugen zu verwenden, um seine Produkte herzustellen. In ähnlicher Weise bedient sich der Analytiker heterogener Informationen, die er während seiner Ausbildung und Erfahrung angesammelt hat und die kreativ an jeden konkreten Fall angepaßt werden müssen. Bei unserem psychoanalytischen Handwerk verwenden wir in der Regel vorhandene Materialien (Arbeitsmodelle, Teiltheo-

rien, Schemata). Die Kombination von gleichschwebender Aufmerksamkeit und freier Assoziation erleichtert das spontane Erinnern dieser Modelle von einem Augenblick zum anderen in der dyadischen Interaktion. Die Arbeit wird von den Theorien oder Meta-Modellen des Analytikers bezüglich der »besten Art und Weise« des Analysierens geleitet. Kurz gesagt, beschreibe ich hier die konstruktivistische Natur der klinischen Arbeit, gemäß der der Analytiker von Materialien unterschiedlicher Herkunft und Beschaffenheit ausgeht (Jiménez 2008). Nach Canestri

»sollten [wir] die Zahl der Elemente verschiedenster Art und verschiedensten Ursprungs, die zur Konstruktion dieser ›Theorien‹ oder Teilmodelle beitragen, nicht unterschätzen. Dazu können gehören: die spezifischen Inhalte, die im Unbewußten und Vorbewußten des Analytikers vorhanden sind; seine ›Weltanschauung‹; die Common-Sense-Psychologie; seine Zugehörigkeit zu einer psychoanalytischen Gruppe oder Schule, die spezifische Ausprägung dieser Zugehörigkeit und sein Verhältnis zu den psychoanalytischen ›Autoritäten‹; seine wissenschaftlichen und vorwissenschaftlichen Überzeugungen; seine individuelle Ausgestaltung psychoanalytischer Konzepte; seine Gegenübertragung usw. [...] Wenn die Besonderheit der klinischen Praxis berücksichtigt wird, sieht man, daß psychoanalytische Konzepte nicht ein für allemal feststehen, sondern beständig umgestaltet und weiter ausdifferenziert werden« (Canestri 2006, S. 13f.).

Ich glaube jedoch, daß in diesem Prozeß der ständigen Umgestaltung und Ausdifferenzierung der Konzepte die Rolle des Patienten unterschätzt wird. Wir treffen hier auf das Thema einer intersubjektiven Heuristik, geht es doch um die Rolle, die wir der Interaktion zwischen zwei zusammenarbeitenden psychischen Apparaten zuschreiben. Hiermit möchte ich die These vorschlagen, daß im Kopf des Analytikers ein kontinuierlicher Prozeß des Treffens von Entscheidungen abläuft, der, vor dem Hintergrund des »impliziten Gebrauchs expliziter Theorien«<sup>4</sup>, ständig von der Aktion und Reaktion des Patienten beeinflusst ist. Im Verlauf dieser Interaktion finden die Prozesse der Validierung und Widerlegung der Interventionen des Analytikers statt.

Ich habe weiter oben angemerkt, daß die analytische Arbeit von den Theorien oder Meta-Modellen des Analytikers bezüglich der »besten Art und Weise« des Analysierens geleitet wird. Im Folgenden sollten wir nun genauer überprüfen, was unter der »besten Art und Weise des Ana-

---

<sup>4</sup> Der »implizite Gebrauch« deutet auf einen Entscheidungsprozeß hin, der von praktischen Gründen bestimmt ist, die den Gebrauchswert bzw. den *Nutzen* der expliziten Theorien in einem bestimmten Moment beurteilen. Die Frage, an der wir uns in diesem Fall orientieren, ist nicht *Warum*, sondern *Wozu*.

lysierens« zu verstehen ist, was uns zu den unterschiedlichen Arten führt, die psychoanalytische Theorie der Veränderung zu verstehen.

### *3. Die zentrale Theorie der therapeutischen Veränderung in der klinischen Praxis*

Wie Thomä & Kächele (1987) mit Recht hervorgehoben haben, wurde der Kern der kausalen Konzeption der Theorie der therapeutischen Veränderung in der Psychoanalyse von Freud im *Nachwort zur »Frage der Laienanalyse«* (Freud 1927a) formuliert:

»In der Psychoanalyse bestand von Anfang ein Junktim zwischen Heilen und Forschen, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohlthätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt. Nur wenn wir analytische Seelsorge treiben, vertiefen wir unsere eben aufdämmernde Einsicht in das menschliche Seelenleben. Diese Aussicht auf wissenschaftlichen Gewinn war der vornehmste, erfreulichste Zug der analytischen Arbeit« (S. 293f.).

Ursula Dreher (2000) weist darauf hin, daß, obgleich zu Freuds Zeiten ein solches Zusammentreffen von Heilen und Forschen wohl nicht problematisch war, diese behauptete Verbindung nach heutigem Verständnis der Ausarbeitung bedarf. Jedoch lassen sich, ohne näher auf die Kontroverse einzugehen, was unter Forschung zu verstehen ist, wichtige Unterschiede in der Art und Weise beschreiben, wie die Psychoanalytiker in der klinischen Praxis die Verbindung von Erkenntnisgewinn und Heilung verstehen. Dieses Thema hängt mit der Frage der Ziele bzw. Absichten der psychoanalytischen Therapie zusammen.

Die Geschichte der Psychoanalyse zeigt, daß nie große Übereinstimmung bezüglich der Ziele bzw. Absichten der analytischen Behandlung bestanden hat (Sandler & Dreher 1999). Seit Freuds Zeiten hat es eine Vielfalt von Meinungen gegeben, die sich von der Vorstellung, daß die Psychoanalyse eine Wahrheitssuche in bezug auf den Patienten sei (Segal 2006), bis hin zu der Ansicht erstrecken, daß ihr Ziel die Beseitigung bzw. Verminderung von Symptomen mit Hilfe von wirksameren und adaptativeren Kompromißbildungen sei (Brenner 1986). In der Praxis scheint eine Polarisierung zwischen zwei unerwünschten Extremen vorzuliegen, einerseits dem sogenannten *furor curandi* und andererseits der Duchführung von Behandlungen, die ohne klar abgesteckte Ziele verlaufen. Diesbezüglich erklären Gunderson & Gabbard:

»Bei unserer Erfahrung als Berater anderer Therapeuten und Analytiker haben wir beobachtet, daß endlos mäandernde Behandlungen nicht selten sind. Sie werden manchmal mit dem Einführen einer Unterscheidung zwischen ›analytischen‹ und ›therapeutischen‹ Zielen gerechtfertigt« (1999, S. 694).

Renik scheint derselben Meinung zu sein, wenn er versichert:

»Die meisten Psychoanalytiker bieten [...] eine lange Reise der Selbstfindung an, während deren eine übertriebene Besorgnis um die Befreiung von Symptomen als kontraproduktiv angesehen wird« (2006, S. 1).

Marilia Aisenstein (2003) weist darauf hin, daß die in französischen Psychoanalytikerkreisen wohlbekannteste Frage »Tritt die Heilung als Nebenprodukt der psychoanalytischen Behandlung ein?« häufig Lacan zugeschrieben wurde. Lacan machte aus dieser ursprünglich Freudschen Idee »praktisch einen Imperativ: der Psychoanalytiker darf sich nicht für die Therapie interessieren, und dieser Standpunkt hat einen weitreichenden Einfluß auf die Psychoanalyse in Frankreich gehabt« (S. 263). Obgleich Aisenstein betont, daß es ein Irrtum sei, das therapeutische Ziel vom psychoanalytischen Prozeß zu trennen, bestätigt sie, daß die Wahrheitsuche die Grundlage für die Besserung des Befindens in der Psychoanalyse darstellt. Die Idee, daß man die Wahrheit des Unbewußten suchen solle und daß die Heilung sich dann von selber einstellen werde, ist allerdings in der Psychoanalyse weit verbreitet und nicht nur eine Eigenheit der französischen psychoanalytischen Tradition.

Zweifellos besteht unter den Psychoanalytikern der verschiedensten Richtungen weitgehende Übereinstimmung darüber, daß »sich im Verlauf einer Therapie, vor allem einer erfolgreichen, das deutliche Gefühl einstellt, allmählich eine *Wahrheit* über den Patienten zu finden und zu formulieren« (Strenger 1991, S. 1; Hervorh. d. Verf.). Hanna Segal drückt es so aus: »Die Art von Wahrheit, die die Psychoanalyse betrifft, ist die Wahrheit bezüglich der psychischen Realität, des Funktionierens der Psyche und seiner unbewußten Wurzeln« (Segal 2006, S. 284). Die auseinandergelassenen Meinungen treten zutage, wenn es darum geht, im einzelnen darzustellen, was man darunter versteht, die Wahrheit über den Patienten zu finden und zu formulieren. Hier sind die Unterschiede bedeutend.

Selbst wenn wir uns darüber einig sind, daß es darum geht, die Wahrheit des Patienten zu suchen, erhebt sich natürlich die Frage: Wer bestimmt, was die Wahrheit des Patienten ist? Wie beurteilen wir, was

die Wahrheit des Patienten zu einem bestimmten Zeitpunkt ist? Hier ist der Ursprung der meisten divergierenden Meinungen zu finden, mit den weitestgehenden Konsequenzen für die Praxis. Bei der Beantwortung dieser Fragen lassen sich grundsätzlich zwei Ansätze unterscheiden. Einerseits eine monadische Konzeption, die dem Analytiker die Rolle eines Experten zuspricht, der das Funktionieren der Psyche des Patienten und seiner unbewußten Wurzeln »am besten kennt«, und andererseits eine dyadische Konzeption, die davon ausgeht, daß die Wahrheit in der interpersonalen und intersubjektiven Interaktion zwischen Patient und Analytiker gemeinsam konstruiert wird.

Die monadische Konzeption wird von einer Phänomenologie der psychoanalytischen Praxis nicht gestützt. Ich denke vielmehr, daß bei dieser Konzeption die Kriterien, um »das Funktionieren der Psyche des Patienten und seiner unbewußten Wurzeln« zu evaluieren, tendentiell eher von den »Theorien«, die der Analytiker im Kopf hat, als vom Patienten ausgehen. Die dyadische Konzeption dagegen bereitet den Analytiker darauf vor, sorgfältiger darauf zu achten, was der Patient in der Behandlung sucht, nämlich im allgemeinen, sich besser zu fühlen, auch wenn natürlich viele Patienten dies durch eine Erweiterung der Selbsterkenntnis anstreben. Die Linderung der Symptome wird so zu einer Leitlinie bei der Wahrheitssuche des Patienten. Für Renik sollten »viele der vom Analytiker getroffenen Entscheidungen – was zu erforschen ist, wie er interveniert – davon bestimmt sein, ob der Patient therapeutischen Nutzen erfährt« (2006, S. 26). Für Thomä & Kächele (2007, S. 662) »wird das *Junktum* nur dann erfüllt, wenn ein therapeutischer Nutzen erwiesen ist«. Für diese Autoren sollte im Mittelpunkt der Behandlungsberichte, das heißt der Vorstellungen von klinischem Material, das Aufzeigen von Veränderungen beim Patienten stehen.

Ogleich es stimmt, daß lange Zeit die Idee vorherrschte, das Ziel der Psychoanalyse sei die Suche nach der Wahrheit des Unbewußten, »läßt sich« in den letzten Jahrzehnten »eine Neudefinition [ihres] Studienobjekts in Richtung auf die besondere von der Analytiker-Patient-Beziehung gebildete intersubjektive Figur beobachten« (Canestri 1994, S. 1079). In diesem Sinne ist es nicht länger möglich, die Erforschung des Unbewußten von der Berücksichtigung dessen zu trennen, was Patient und Analytiker mit dieser Suche verfolgen, und was über die Betrachtung der vermuteten Wahrheit des Unbewußten hinausgeht. Um mit

Sandler & Dreher (1999) zu sprechen, können wir nicht weiter ignorieren, »was Analytiker und Patienten wollen«. Die Suche nach der Wahrheit des Patienten findet nicht in einem Vakuum statt, sondern ist eingebettet in eine Beziehung zwischen zwei Personen, was uns darauf verweist, das Thema der Validierung im klinischen Kontext zu vertiefen.

Die Validierung im klinischen Kontext, das heißt innerhalb der Sitzung mit dem Patienten, ist ein ständiger und unvermeidbarer Prozeß. Wie Tuckett (1994b, S. 1162) postuliert, »ist es ein wesentlicher Teil der akzeptierten analytischen Technik, unser Verständnis und unsere Deutungen gemäß einer ständigen subjektiven Überwachung der ›Wahrheit‹ dessen, was unserer Meinung nach vor sich geht, zu korrigieren«.

Vom Standpunkt der Validierung der psychoanalytischen Arbeit während der Sitzung aus lassen sich die klassischen Kriterien der Wahrheit, Kohärenz, Übereinstimmung und des Nutzens der Erkenntnis als Abstraktionen eines einzigen und umfassenden Validierungsprozesses betrachten, der *Beobachtung*, *Gespräch* und *Interaktion* einschließt (Kvale 1995). Um dies auf die psychoanalytische Realität anwenden zu können, muß die klassische Vorstellung der Erkenntnis als Reflexion der Wirklichkeit durch eine Konzeption ersetzt werden, in der die Erkenntnis eine gemeinsame soziale und linguistische Konstruktion der intersubjektiven Realität von Patient und Analytiker ist. In der analytischen Situation interpretieren und verhandeln Analytiker und Patient fortwährend die Bedeutung der Beziehung, wobei dies zum Gegenstand der Kommunikation zwischen beiden wird. Das Gespräch wird zum ultimativen Kontext, innerhalb dessen das Erkennen zu verstehen ist (Rorty 2000). Die Wahrheit entsteht durch den Dialog, die gültige Erkenntnis tritt als Ergebnis von alternativen und im Konflikt stehenden Deutungen und Handlungsmöglichkeiten zutage, die nach den Regeln der psychoanalytischen Methode diskutiert, verhandelt und ausgesondert werden.

Im klinischen Kontext interessiert uns die Beziehung zwischen Bedeutung und Handeln, zwischen Deutung und Aktion. Wenn wir die Dichotomie zwischen Tatsachen und Werten beiseitelassen, kommt zum Thema der Wahrheit das der Ästhetik und der Ethik hinzu. Da es sich um eine soziale Konstruktion handelt, steht die Schönheit und der Gebrauchswert der konstruierten Erkenntnis im Vordergrund. So vollzieht sich eine Abwendung vom Psychoanalysemodell, das sich auf die

Archäologie stützt, wo das Objekt die Entdeckung einer verborgenen Wahrheit ist, hin zu einem *architektonischen Modell*, bei dem das Entscheidende der Bau eines neuen Hauses ist. Die Betonung liegt jetzt auf der pragmatischen Überprüfung durch das Handeln. Die Frage nach dem Wert der Erkenntnis gehört nicht mehr in einen von der »wissenschaftlichen« Erkenntnis getrennten Bereich, sondern ist intrinsisch mit der Gewinnung und Anwendung derselben verbunden.<sup>5</sup>

In einer analytischen Sitzung zu validieren ist demnach ein permanenter Prozeß der Überprüfung von Hypothesen und Mutmaßungen, der Infragestellung derselben und des Vergleichs mit den Theorien und Modellen, die der Analytiker im jeweiligen Moment zur Hand hat. In diesem Prozeß wird die Kohärenz des Diskurses als solchen zu einem Validierungskriterium. Validieren bedeutet aber auch, die Erkenntnis mit dem Patienten zusammen zu überprüfen. Über den Dialog gelangen Analytiker und Patient zu Übereinstimmungen bzw. gleichen ihre Differenzen über das Beobachtete ab, über das, was für sie als »klinischer Befund« und seine Bedeutung zu betrachten ist.

Die Validierung im klinischen Kontext wird jedoch nicht mit dem Erreichen von übereinstimmender Erkenntnis bezüglich der Beobachtungen und ihrer Bedeutungen erschöpft. Die pragmatische Validierung der Deutungen geht über die kommunikative Validierung hinaus. Das Interesse – das die praktischen Beweggründe leitet, den Patienten zu helfen, die gewünschte Veränderung zu erreichen – ist dem therapeutischen Tun inhärent. Für Freud ist ja gerade eine der Besonderheiten der Psychoanalyse, daß Forschung und Heilung Hand in Hand gehen. Während die kommunikative Validierung einen ästhetischen Aspekt beinhaltet, impliziert die pragmatische Validierung eine ethische Dimension. Für Freud war die kommunikative Validierung nicht ausreichend; das »Ja« oder »Nein« des Patienten auf die Intervention des Therapeuten hin war für ihn nie eine Bestätigung oder hinreichende Validierung. Er emp-

---

<sup>5</sup> Peter Fonagy hat vor kurzem ähnliche Gedanken formuliert: »Die psychoanalytische Theorie, wie jede andere Theorie, dient unbewußt dazu, das Handeln zu organisieren. So ist die Wahrheit einer Theorie nicht mehr als etwas zu sehen, das absolut auf ihre Beziehung zu einer äußeren Realität beschränkt ist. Vielmehr beruht die Gültigkeit einer Theorie auf ihrer Fähigkeit, Handeln zu ermöglichen. Die Erkenntnis ist nicht die Kenntnis [awareness] absoluter Tatsachen, sondern die Fähigkeit, ein Ziel innerhalb eines spezifischen Kontextes zu erreichen« (2006, S. 83).

fahl indirektere Validierungsweisen, mittels der Beobachtung von auf die Deutung folgenden Änderungen im Verhalten des Patienten, wie Veränderungen bei den Assoziationen, Träumen, Auftauchen von Erinnerungen oder Wechsel der Symptome. Für Ricoeur stellt »der therapeutische Erfolg [...] ein unabhängiges Validierungskriterium dar« (1977, S. 868). Die narrative Wahrheit wird in der therapeutischen Begegnung konstruiert, bringt die Überzeugungskraft einer »guten Geschichte« mit sich und muß sowohl gemäß ihrem ästhetischen Wert als auch nach der heilenden Wirkung ihrer rhetorischen Kraft beurteilt werden (Spence 1982).

Zusammenfassend bringt uns eine Untersuchung der Validierungsprozesse in der klinischen Situation zu dem Schluß, daß die Bemühung um das Verstehen eigenen und fremden klinischen Materials vor allem darin bestehen muß, die praktischen Gründe, die den Interventionen des Analytikers zugrunde liegen, und ihre Beziehung zu den beim Patienten beobachteten Veränderungen aufzudecken.

#### 4. *Jenseits der »untrennbaren Verbindung«: die Untersuchung der Praxis gemäß ihrem eigenen Wert*

Nach dem Entwurf einer Phänomenologie der psychoanalytischen Praxis war es notwendig, die Theorie der therapeutischen Veränderung nachzuzeichnen. Im Folgenden werde ich in einem weiteren Schritt das Kernstück der psychoanalytischen Theorie der Veränderung in Frage stellen. Ich schicke die Behauptung voraus, daß die Idee des *Junktims*, das heißt, daß in der psychoanalytischen Behandlung

»die Erkenntnis [...] den Erfolg [bringt], man [...] nicht behandeln [kann], ohne etwas Neues zu erfahren, man [...] keine Aufklärung [gewinnt], ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben« (Freud 1927a, S. 293f.),

nicht als allgemeingültige Wahrheit aufrechterhalten werden kann. Ich bin mir des Ernstes dieser Behauptung bewußt, bin aber überzeugt, daß die Idee des *Junktims* weder der Wirklichkeit der Praxis der Psychoanalytiker noch dem heute verfügbaren Wissen über die therapeutische Veränderung gerecht wird. Um es zu wagen, eine in Freuds Denken so zentrale These in Frage zu stellen, stütze ich mich auf seine eigenen Worte, als er bewundernd über Charcot schrieb, daß dieser »niemals müde [wurde], die Rechte der rein klinischen Arbeit, die im Sehen und Ordnen besteht, gegen die Übergriffe der theoretischen Medizin zu verteidigen

gen« (Freud 1893f, S. 23). Im Nachruf auf Charcot erinnert sich Freud, wie einer seiner Schüler den Einwand vorbrachte, daß ein gewisser klinischer Befund nicht sein könne, da er der Theorie widerspreche. Charcot »erwiderte nicht: ›Um so ärger für die Theorie, die Tatsachen der Klinik haben den Vorrang«, er schloß jedoch mit einem Satz, der den jungen Freud tief beeindruckte: »La théorie, c'est bon, mais ça n'empêche pas d'exister« (S. 24).

Soweit ich weiß, war der erste, der die Reichweite der Idee der untrennbaren Verbindung zwischen Erkenntnisgewinn und Heilung ausdrücklich einschränkte, ein lateinamerikanischer Psychoanalytiker. José Bleger bemerkte in seiner postumen Schrift aus dem Jahre 1971, »Heilungskriterien und Ziele der Psychoanalyse«, es sei nicht selten, daß

»der Patient von einer psychoanalytischen Behandlung profitiert, ohne daß er von den Beschwerden geheilt wurde, die er kurieren wollte. [...] In anderen Fällen wird als guter Fortschritt und gute Beendigung der Behandlung angesehen (wenn nichts anderes erreicht werden kann), daß der Patient seine Symptome, Irrtümer, Einschränkungen und Schwierigkeiten erkennt und akzeptiert. Das heißt, daß [...] mäeutische Ziele bzw. Ergebnisse (im Sinne von Selbsterkenntnis) und nicht die der Heilung erreicht werden« (1973, S. 79).

Natürlich kennen wir als Kliniker auch den umgekehrten Fall, nämlich Patienten, bei denen das Ausmaß der im Laufe des Prozesses gewonnenen Selbsterkenntnis zu den erreichten symptomatischen und strukturellen Veränderungen in keinem Verhältnis steht. Die Bostoner Arbeitsgruppe zum Studium des Veränderungsprozesses (Stern et al. 2002; Stern 2005) bietet eine Erklärung zu diesem klinischen Befund. Sie formulieren ein Modell der Veränderung in der psychoanalytischen Therapie, das postuliert, daß die therapeutische Wirkung der Analytiker-Patient-Beziehung in den intersubjektiven und interaktiven Prozessen liegt, die zu dem führen, was sie als *implizite relationale Erkenntnis* bezeichnen. Diese stellt ein nicht symbolisches Feld dar, in Abhebung von der deklarativen, expliziten, bewußten oder vorbewußten Erkenntnis, die symbolisch in einem verbalen oder imaginären Modus repräsentiert wird. Historisch gesehen, konzentrierte sich die Theorie der therapeutischen Veränderung auf die Deutung der auf der symbolischen Ebene repräsentierten intrapsychischen Dynamik und nicht auf die impliziten Regeln, die die eigenen Transaktionen mit den anderen beherrschen. Diese Regeln sind nicht bewußt; sie sind im prozeduralen Langzeitgedächtnis festgehalten. Die verschiedenen Interaktionsmomente zwi-

schen Patient und Therapeut geschehen in einem sequentiellen Prozeß, der durch den verbalen Austausch geleitet wird, der vielfältige Interventionen einschließen kann. Der *locus mutativus* in der Therapie ergibt sich jedoch, wenn das Hin und Her der intersubjektiven »Verhandlung« zu *Momenten der Begegnung* führt, in denen das Verstehen der gegenseitigen impliziten Beziehung geteilt und damit eine Rekontextualisierung der impliziten Beziehungserkenntnis des Patienten geschaffen wird. In diesen Momenten entsteht zwischen Patient und Analytiker ein wechselseitiges Erkennen dessen, was der Andere im Sinn hat in bezug auf die gegenwärtige Beschaffenheit und den Zustand der gegenseitigen Beziehung. Das wechselseitige Erkennen führt Patient und Analytiker in einen Bereich, der die »professionelle« Beziehung transzendiert, ohne sie aufzuheben, und befreit sie damit teilweise von den Schattierungen der Übertragungs-Gegenübertragungs-Beziehung. Die geteilte Erkenntnis kann später bewußt validiert werden. Sie kann jedoch auch implizit bleiben.

Allerdings muß das von der Bostoner Forschungsgruppe (Stern et al.) formulierte Modell noch validiert werden; meiner Meinung nach ist die klinische und empirische Bedeutung dessen, was von ihnen »Moment der Begegnung« genannt wird, nicht klar. Was jedoch klar ist, ist, daß die Ideen der Bostoner Gruppe über die zentrale psychoanalytische Theorie der Veränderung in der Psychoanalyse hinausgehen und auf die Rolle abzielen, die die Qualität der intersubjektiven Beziehung, das heißt das sogenannte therapeutische Bündnis, als unabhängiger Heilungsfaktor in der Therapie spielt. Tatsächlich ist der Wert der Erfahrung des Patienten in der Interaktion mit dem Analytiker als prognostischer und Heilungsfaktor seit Ferenczis Zeiten anerkannt worden. Er hat jedoch in der Theorie der Veränderung nie einen Platz gehabt, der dem der Deutung und der Einsicht vergleichbar wäre, und ist auch in der zeitgenössischen Psychoanalyse noch ein umstrittenes Thema. Das folgende Zitat aus einem kürzlich erschienenen Artikel Hanna Segals belegt dies:

»Die ›Middle Group‹ [...] führte ein neues Modell der Psyche ein, abgeleitet von Ferenczi und weiterentwickelt von Balint, Winnicott und später in den USA von Kohut. Der grundlegende Unterschied zwischen diesem Modell und jenen Freuds, Kleins und ihrer Schüler besteht nicht in der Tatsache, daß es neue klinische Evidenzen berücksichtigt, sondern vielmehr in der Art, wie es von der klinischen Evidenz Gebrauch macht. Es trat ein neues Interesse zutage, das sich auf unterschiedliche Ideen von Heilung und Veränderung richtet, die nicht auf dem Erreichen der Wahrheit beruhen und die die persönlichen Ein-

flüsse des Analytikers [...] als integralen Bestandteil des analytischen Prozesses betrachten. Hierbei sind die Veränderungen der Technik so beschaffen, daß sie im wesentlichen nicht mehr als analytische zu betrachten sind. Sie widersprechen der analytischen Bemühung, die Veränderung durch die Wahrheitssuche zu erreichen« (2006, S. 289f.).

Obwohl die Qualität der Beziehung als Faktor der therapeutischen Veränderung nicht zum Kern der Heilungstheorie gehört, müßte man in diesem Punkt mit Freuds an Charcot angelehnten Satz antworten: »Um so ärger für die Theorie«, denn die Ergebnisse von über 50 Jahren empirischer Prozeß- und Ergebnisforschung in der Psychotherapie stützen die Idee, daß die Qualität der therapeutischen Beziehung der mächtigste Veränderungsfaktor in allen Arten von Therapie, einschließlich der psychoanalytischen, ist. Die spezifischen Interventionen, in diesem Fall die Deutung und der Gewinn von Einsicht, erklären nur einen geringen Teil von Abweichungen bei den Behandlungsergebnissen (Wampold 2001; Jiménez 2007). Vom klinischen Standpunkt aus gesehen bedeutet dies, daß die Techniken und Interventionen nicht in sich bzw. für sich wirksam sind. Es ist evident, daß die Therapie eine professionelle Beziehung ist, bei der die Qualität der persönlichen Beziehung zwischen Patient und Analytiker ein Schlüsselfaktor in der Steigerung (bzw. der Einschränkung) der Wirkung der therapeutischen Verfahren ist (Orlinsky & Ronnestad 2005). Gewiß bedeutet das auch, daß die Bandbreite der Techniken, die erfolgreiche Analytiker anwenden, viel größer ist als das, was die offizielle Techniktheorie vorschreibt.

Im Hinblick hierauf betont Carlo Strenger:

»[...] die Konsequenz dieser Tatsachen für die Frage der Verbindung zwischen rekonstruktiver Wahrheit und therapeutischer Wirkung scheint folgende zu sein: Die Beziehung zwischen diesen beiden Eigenheiten der Deutung ist gewiß nicht so kategorisch, wie Freud glaubte. *Die rekonstruktive Wahrheit ist weder eine notwendige noch eine ausreichende Bedingung für die therapeutische Effizienz*« (1991, S. 140; Hervorh. d. Verf.).

Die Besonderheit der Psychoanalyse in der *realen Praxis* der Psychoanalytiker wurde auch durch die vergleichende psychotherapeutische Forschung in Frage gestellt. Ablon & Jones (1998) haben gezeigt, daß psychoanalytische Behandlungen vielfältige Gruppen von Interventionen einschließen, bei denen die Therapeuten über die Anwendung von als psychodynamisch zu betrachtenden Strategien hinaus in signifikantem Maße auch technische Interventionen anwenden, die für gewöhnlich mit dem verhaltenstherapeutischen Ansatz assoziiert werden. Mit anderen

Worten, in der Art und Weise, wie Therapeuten verschiedener Richtungen Behandlungen durchführen, scheint eine signifikante Überschneidung von theoretischen Modellen zu existieren, die vermeintlich unterschiedlichen Interventionsstrategien entsprechen. Ihre Untersuchungen sind vergleichbar mit anderen (Goldfried et al. 1998; Jones & Pulos 1993), die eine weitgehende Überschneidung von psychoanalytischen, interpersonalen und Verhaltenstherapien festgestellt haben. Allerdings fand man auch Unterschiede zwischen den Ansätzen, zum Beispiel, daß die Verhaltenstherapie die Kontrolle der negativen Affekte mittels des Gebrauchs von Intellekt und Rationalität, kombiniert mit einer kräftigen Stimulierung, Stützung und Verstärkung seitens der Therapeuten förderte; in den psychoanalytischen Therapien dagegen lag die Betonung auf dem Hervorrufen von Affekten, im Bewußtmachen von beunruhigenden Gefühlen und der Integration von aktuellen Schwierigkeiten in die frühere Lebenserfahrung, wobei die Therapeut-Patient-Beziehung als Agens der Veränderung genutzt wird. Obgleich sich diese Untersuchungen auf Kurztherapien bezogen, können wir annehmen – solange es keine Befunde von psychoanalytischen Langzeit- und Hochfrequenztherapien gibt, die das Gegenteil beweisen –, daß in letzteren ebenfalls die beschriebene Überschneidung vorliegt.

Damit befinden wir uns einem neuen Feld gegenüber, das weitere Forschung erfordert. Zum Beispiel ist nicht klar, ob Slanders Vorstellungen bezüglich der vom Analytiker benutzten impliziten Theorien, von Fonagy *Grundlage des impliziten psychoanalytischen Wissens*<sup>6</sup> genannt, gleichbedeutend sind mit dem impliziten Beziehungswissen der Bostoner Gruppe. Dies ist ein noch nicht ganz geklärtes Thema, das auf die Beziehung zwischen dem expliziten, deklarativen und symbolischen Wissen und dem impliziten, prozeduralen nicht symbolischen Wissen abzielt. Das letztere wird in der nonverbalen Interaktion agiert (im Sinne des Enactment), und ein großer Teil davon erreicht wahrscheinlich *nie* die explizite Ebene (Jiménez 2006).

---

<sup>6</sup> »Diese [...] theoretische Rekonstruktion hat in der öffentlichen Theorie der Psychoanalyse noch nicht stattgefunden. Sie befindet sich in einem unerforschten, irgendwie geheimnisvollen Gefäß, das man die *Grundlage des impliziten psychoanalytischen Wissens* nennen könnte« (Fonagy 2006, S. 83).

Gabbard & Westen beziehen sich auf neue Ergebnisse der systematischen Forschung in verwandten Disziplinen der Neurowissenschaften und der psychotherapeutischen Prozeß- und Ergebnisforschung, die eine Reihe von technischen Interventionen validieren, die anscheinend privat von vielen Analytikern in ihrer täglichen Arbeit angewendet werden, obgleich sie nicht Teil der offiziellen psychoanalytischen Veränderungstheorie sind. Die Autoren haben vorgeschlagen, daß wir

»die Fragestellung vertagen [sollten], ob diese Techniken überhaupt analytisch sind, und uns vielmehr darauf konzentrieren [sollten], ob sie denn *therapeutisch* sind. Ist die Antwort auf diese Frage positiv, folgt daraus die Frage, wie sie [offiziell] in die psychoanalytische und psychotherapeutische Praxis integriert werden können in der Weise, die dem Patienten am meisten hilft« (2003, S. 826).

Für diese Autoren muß eine moderne Theorie des therapeutischen Handelns sowohl das beschreiben, was sich verändert (die Behandlungsziele), als auch die mutmaßlich nützlichen Strategien, um diese Veränderungen herbeizuführen (die Techniken). Sie fügen hinzu, daß wir an einem Punkt angelangt sind, an dem die Theorien eines einzigen therapeutischen Aktionsmechanismus – gleichgültig, wie komplex sie sind – sich als in diesem Sinne wenig hilfreich erwiesen haben, um die Veränderung in der Richtung solcher Ziele zu erreichen, wegen der Vielfältigkeit der Veränderungsziele und der Unterschiedlichkeit effizienter Methoden.

Zuletzt führt mich die Argumentation, die ich im Laufe dieses Vortrags entwickelt habe, dazu zu postulieren, daß der Moment gekommen ist, die Praxis von der Theorie zu befreien, um sie so ihrem eigenen Wert nach zu erfassen.

»Wenn die Theorie von der Praxis abgekoppelt wird, könnte die Technik sich auf rein pragmatischer Basis fortentwickeln, auf der Grundlage dessen, was offensichtlich funktioniert. Die psychoanalytische Theorie des psychischen Funktionierens könnte dann der Praxis folgen und dabei integrieren, was in letzter Zeit mit Hilfe von neuen Methoden klinischer Arbeit entdeckt worden ist« (Fonagy 2006, S. 70).

*Dies ist ein methodologischer und kein epistemologischer Ansatz, denn eine vollständige Trennung von Theorie und Praxis ist unmöglich.* Dieser Ansatz besteht darin, die impliziten Minitheorien zu legitimieren, das heißt, ihnen die Möglichkeit zu geben, sich zu entfalten und zum Ausdruck zu gelangen, damit sie ihrem eigenen Wert gemäß untersucht werden können.

Dieses Forschungsprogramm ist eine Erweiterung des von Sandler in seinem Artikel von 1983<sup>7</sup> formulierten Vorschlags, denn es integriert verschiedene Arten moderner Forschung in den psychologischen Disziplinen (Jiménez 2006). Es handelt sich um die Konstruktion eines neuen Paradigmas, das auf den Prinzipien des methodologischen Pluralismus gründet und das meiner Meinung nach die Psychoanalyse aus ihrer Jahrhundertisolation herausführen kann (Luyten, Blatt & Corveleyn 2006). Wenn ich von systematischer Forschung in der Praxis spreche, beziehe ich mich sowohl auf die empirische Prozeß- und Ergebnisforschung als auch auf die jüngste qualitative Methodologie, die die Bewegung der wissenschaftlichen Erneuerung der *Working Parties* eingeführt hat (Canestri 2006; Tuckett et al. 2008).

Ich möchte diesen Vortrag mit einer hoffnungsvollen Botschaft abschließen: Die von der *Europäischen Psychoanalytischen Föderation* angeregte wissenschaftliche Initiative (Tuckett 2002, 2003), die das Entstehen der *Working Parties* ermöglicht hat, bietet uns eine Methodologie zum kollektiven Erforschen eines wichtigen Teils des Feldes des Impliziten in der psychoanalytischen Praxis. Für die Argumentation, die ich im Laufe dieses Vortrags entwickelt habe, ist es besonders bedeutsam festzustellen, daß die in den *Working Parties* zur Diskussion klinischen Materials verwendete Methodologie von der folgenden Grundregel ausgeht: *Psychoanalyse ist das, was von Psychoanalytikern praktiziert wird* (Sandler 1982, S. 44), was bedeutet, daß »jeder Vortragende von der Gruppe als Psychoanalytiker angesehen wird, unabhängig davon, was er zeigt« (Tuckett 2007, S. 1051). Meine eigene Erfahrung als Vortragender von klinischem Material während der Jahrestagung der Europäischen Föderation im März 2007 bestätigt meine Überzeugung, daß wir uns an einem Neuanfang befinden. Ich glaube fest daran, daß diese neue Art und Weise, sich der Praxis der Psychoanalytiker anzunähern, einen Kulturwandel mit sich bringt, der zu einer Neubelebung der Psychoanalyse führen wird.

Anschrift des Verf.: Prof. Dr. Juan Pablo Jiménez, Departamento de Psiquiatría y Salud Mental Oriente, Universidad de Chile, Av. Salvador 486, Santiago, Chile. E-Mail: [jjimenez@med.uchile.cl](mailto:jjimenez@med.uchile.cl)

Aus dem Spanischen von Hilke Engelbrecht, Lima/Peru

---

<sup>7</sup> »Es ist meine feste Überzeugung, daß die Untersuchung der impliziten privaten Theorien klinisch arbeitender Analytiker der psychoanalytischen Forschung einen sehr wichtigen neuen Weg eröffnet« (Sandler 1983, S. 38).

## BIBLIOGRAPHIE

- Ablon, J. S. & Jones, E. E. (1998): How expert clinicians' prototypes of an ideal treatment correlate with outcome in psychodynamic and cognitive-behavioral therapy. *Psychother Res* 8, 71–83.
- Aisenstein, M. (2003): Does the cure come as a byproduct of psychoanalytic treatment? *Psychoanal Quart* 72, 263–274.
- Bernardi, R. E. (1989): The role of paradigmatic determinants in psychoanalytic understanding. *Int J Psychoanal* 70, 341–357.
- (2002): The need for true controversies in psychoanalysis: The debates on Melanie Klein and Jacques Lacan in the Río de la Plata. *Int J Psychoanal* 83, 851–873.
  - (2003): What kind of evidence makes the analyst change his or her theoretical and technical ideas? In: Leuzinger-Bohleber, M., Dreher, A. U. & Canestri, J. (Hg.): *Pluralism and Unity? Methods of Research in Psychoanalysis*. London (IPA), 125–136.
  - (2005): What after pluralism? Ulysses still on the road. *Psychoanal Inq* 25, 654–666.
- Bleger, J. (1973): Criterios de curación y objetivos del psicoanálisis. *Revista de Psicoanálisis (APA)* 30, 317–342.
- Brenner, C. (1986 [1982]): *Elemente des seelischen Konflikts. Theorie und Praxis der modernen Psychoanalyse*. Übers. B. Eckert. Frankfurt/M. (Fischer).
- Canestri, J. (1994): *Transformations*. *Int J Psychoanal* 75, 1079–1092.
- (Hg.) (2006): *Psychoanalysis: From Practice to Theory*. Chichester, Hoboken/NJ (Wiley).
- Dreher, A. U. (1998): *Empirie ohne Konzept? Einführung in die psychoanalytische Konzeptforschung*. Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse).
- Etchegoyen, R. H. (1986): *Los fundamentos de la técnica psicoanalítica*. Buenos Aires (Amorrortu Editores).
- Ferrater Mora, J. (1969): *Diccionario de Filosofía*. 5. Aufl. Buenos Aires (Editorial Sudamericana).
- Figuera, S. A. (1994): Toward the dissection of the psychoanalyst's mind: The psychoanalytic technical superego. In: Schacht, L., Aslán, C. M. & Tyson, B. (Hg.): *The Analyst's Mind: From Listening to Interpretation*. London (IPA), 31–41.
- Fonagy, P. (2006): The failure of practice to inform theory and the role of implicit theory in bridging the transmission gap. In: Canestri, J. (Hg.), 69–86.
- Freud, S. (1893f): Charcot. *GW* 1, 21–35.
- (1927a): Nachwort zur Frage der Laienanalyse. *GW* 14, 287–296.
  - (1933a): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW* 15.
- Gabbard, G. O. & Westen, D. (2003): Rethinking therapeutic action. *Int J Psychoanal* 84, 823–841.
- Goldfried, M. R., Raue, P. J. & Castonguay, L. G. (1998): The therapeutic focus in significant sessions of master therapists: A comparison of cognitive-behavioral and psychodynamic-interpersonal interventions. *J Consult Clin Psychol* 66, 803–810.
- Gunderson, J. G. & Gabbard, G. O. (1999): Making the case for psychoanalytic therapies in the current psychiatric environment. *J Am Psychoanal Ass* 47, 679–704.
- Hamilton, V. (1996): *The Analyst's Preconscious*. Hillsdale/NJ, London (Analytic Press).
- Jiménez, J. P. (2004): A psychoanalytical phenomenology of perversion. *Int J Psychoanal* 85, 65–81.
- (2005): The search for integration or how to work as a pluralist psychoanalyst. *Psychoanal Inq* 25, 602–634.

- (2006): After pluralism: Towards a new, integrated psychoanalytic paradigm. *Int J Psychoanal* 87, 1487–1507.
- (2007): Can research influence clinical practice? *Int J Psychoanal* 88, 661–679.
- (2008): Theoretical plurality and pluralism in psychoanalytic practice. *Int J Psychoanal* 89, 579–599.
- Jones, E. E. & Pulos, S. M. (1993): Comparing the process in psychodynamic and cognitive-behavioral therapies. *J Consult Clin Psychol* 61, 306–316.
- Kvale, S. (1995): The social construction of validity. *Qualitative Inquiry* 1 (1), 19–40.
- Luyten, P., Blatt, S. J. & Corveleyn, J. (2006): Minding the gap between positivism and hermeneutics in psychoanalytic research. *J Am Psychoanal Ass* 54, 571–610.
- Mendizabal, R. (1959): *Diccionario griego-español ilustrado*. Madrid (Razón y Fe).
- Orlinsky, D. E. & Ronnestad, M. H. (2005): *How Psychotherapists Develop. A Study of Therapeutic Work and Professional Growth*. Washington (American Psychological Association).
- Pulver, S. E. (1987a): How theory shapes technique: perspectives on a clinical study. *Prologue. Psychoanal Inq* 7, 141–145.
- (1987b): How theory shapes technique: perspectives on a clinical study. *Epilogue. Psychoanal Inq* 7, 289–299.
- Renik, O. (2006): *Practical Psychoanalysis for Therapists and Patients*. New York (Other Press).
- Ricœur, P. (1977): The question of proof in Freud's psychoanalytic writings. *J Am Psychoanal Ass* 25, 835–871.
- Rorty, R. (2000): Pragmatism. *Int J Psychoanal* 81, 819–823.
- Sandler, J. (1982): Psychoanalysis and psychotherapy. The training analyst's dilemma. In: Joseph, E. D. & Wallerstein, R. S. (Hg.): *Psychotherapy. Impact on Psychoanalytic Training. The Influence of Practice and Theory of Psychotherapy on Education in Psychoanalysis*. New York (IUP), 39–47.
- (1983): Die Beziehungen zwischen psychoanalytischen Konzepten und psychoanalytischer Praxis. *Psyche – Z Psychoanal* 37, 577–595.
- & Dreher, A. U. (1999 [1996]): Was wollen die Psychoanalytiker? Das Problem der Ziele in der psychoanalytischen Behandlung. Übers. M. Leber. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Segal, H. (2006): Reflections on truth, tradition, and the psychoanalytic tradition of truth. *American Imago* 63, 283–292.
- Seitz, P. F. D. (1966): The consensus problem in psychoanalytic research. In: Gottschalk, L. A. & Auerbach, A. H. (Hg.): *Methods of Research in Psychotherapy*. New York (Appleton-Century-Crofts), 209–225.
- Spence, D. P. (1982): *Narrative Truth and Historical Truth. Meaning and Interpretation in Psychoanalysis*. New York (Norton).
- Stern, D. N. (2005 [2004]): *Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag*. Übers. E. Vorspohl. Frankfurt/M. (Brandes & Apsel).
- , Sander, L. W., Nahum, J. P., Harrison, A. M., Lyons-Ruth, K., Morgan, A. C., Bruschweilerstern, N. & Tronick, E. Z. (2002 [1998]): Nicht-deutende Mechanismen in der psychoanalytischen Therapie. Das »Etwas-Mehr« als Deutung. *Psyche – Z Psychoanal* 56, 974–1006.
- Strenger, C. (1991): *Between Hermeneutics and Science: An Essay on the Epistemology of Psychoanalysis*. Madison/CT (IUP).
- Szecsödy, I. (1990): *The Learning Process in Psychotherapy Supervision*. Stockholm (Karolinska Institut).

- Thomä, H. & Kächele, H. (1985): Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Bd. 1: Grundlagen. Berlin (Springer).
- & - (2007): Comparative psychoanalysis on the basis of a new form of treatment report. *Psychoanal Inq* 27, 650–689.
  - , Jiménez, J. P. & Kächele, H. (2006): Vergleichende Psychoanalyse – textnahe klinische Forschung (Comparative psychoanalysis – textual clinical research). In: Thomä, H. & Kächele, H. (Hg.) *Psychoanalytische Therapie. Forschung*. Heidelberg (Springer), 177–198.
- Tuckett, D. (1994a): The conceptualisation and communication of clinical facts in psychoanalysis. Foreword. *Int J Psychoanal* 75, 865–870.
- (1994b): Developing a grounded hypothesis to understand a clinical process: the role of conceptualisation in validation. *Int J Psychoanal* 75, 1159–1180.
  - (2002): Die Konferenz im neuen Stil und die Entwicklung einer Kultur von Gleichrangigen in der europäischen Psychoanalyse. *EPF Bull*, H. 56.
  - (2003): Eine europäische wissenschaftliche Initiative über zehn Jahre. Ansprache des Präsidenten. *EPF Bull*, H. 57.
  - (2006): The search to define and describe how psychoanalysts work: preliminary report on the project of the EPF Working Party on Comparative Clinical Methods. In: Canestri, J. (Hg.), 167–200.
  - (2007): Wie können Fälle in der Psychoanalyse verglichen und diskutiert werden? Implikationen für künftige Standards der klinischen Arbeit. *Psyche – Z Psychoanal* 61, 1042–1071.
- , Basile, R., Birksted-Breen, D., Bohm, T., Denis, P., Ferro, A., Hinz, H., Jemstedt, A., Mariotti, P. & Schubert, J. (2008): *Psychoanalysis Comparable and Incomparable. The Evolution of a Method to Describe and Compare Psychoanalytic Approaches*. London, New York (Routledge).
- Wampold, B. E. (2001): *The Great Psychotherapy Debate: Models, Methods, and Findings*. Mahwah/NJ (Erlbaum).

## Transformationen in Traum und Figuren im psychoanalytischen Feld

### Vorüberlegungen zu den Unterschieden zwischen den theoretischen Modellen in der Psychoanalyse\*

*Übersicht:* Der Autor erörtert zunächst Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen diversen psychoanalytischen Modellen (historische Rekonstruktion versus Entwicklung des Containers sowie der metabolisierenden und transformierenden Funktionen der Psyche; die Bedeutung, die traumähnlichem Material zukommt; Realitätsgrade von Narrationen; Tolerierbarkeit von Wahrheit/Lügen als polaren Gegensätzen; die Art und Weise, wie Figuren in einer psychoanalytischen Sitzung verstanden werden) und demonstriert sodann anhand von klinischem Material sein Verständnis einer Sitzung als virtuelle Realität, in der die ausschlaggebende Aktivität die *Transformation in Traum* ist (Dekonstruktion, Entkonkretisierung und Wiederträumen). Sie geht insbesondere damit einher, daß sowohl der Patient als auch der Analytiker diese Haltung entwickeln; sie dient als Antidot für die Operationen der Transformation in Halluzinose, die vom Scheitern der Funktionen der Bedeutungsgenerierung zeugt. Die theoretischen Wurzeln dieses Modells werden auf das Konzept des Feldes und seine Entwicklungen als ein *sich ständig erweiterndes holographisches Traumfeld* zurückverfolgt, auf die Weiterentwicklungen von Bions Ideen (Traumgedanken im Wachzustand und seine Derivate; der Patient als derjenige, der die Bewegungen des Feldes signalisiert) sowie auf die Beiträge der Narratologie (narrative Transformationen und die Transformationen von Figuren und Skripten). Betont wird der Übergang von einer Psychoanalyse, die sich in erster Linie Inhalten widmet, zu einer Psychoanalyse, die besonderes Gewicht auf die Entwicklung der Instrumente legt, die das Träumen, Fühlen und Denken ermöglichen. Eine ausführliche Fallgeschichte und das vollständige Protokoll einer Sitzung sollen einen lebendigen Eindruck vom fortlaufenden Prozeß im Behandlungszimmer vermitteln, von der ungesättigten Ko-Konstruktion einer emotionalen Realität, die sich unaufhörlich verändert. Der Autor beschreibt darüber hinaus die technischen Implikationen, die dieses Modell für Deutung, Gegenübertra-

---

\* Vorveröffentlichter Hauptvortrag (key note paper) auf dem 46. IPV-Kongreß »Praxis der Psychoanalyse: Angleichungen und Unterschiede« (Chicago, 29. Juli – 1. August 2009). © IPA Trust Ltd. Eine englische Fassung wird im *International Journal of Psychoanalysis*, eine französische Fassung in der *Revue Française de Psychanalyse* erscheinen.

gung, Reverien und insbesondere dafür besitzt, wie der Analytiker den Kommunikationen des Patienten zuhört. Der Beitrag schließt mit einer Untersuchung der Konzepte des Grasping (im Sinne eines Sich-Klammerns an das Bekannte) und des Casting [Besetzung mit Figuren] (für das, was noch undefiniert ist, aber der Repräsentation und Transformation harret) als ein Oszillieren der Psychen des Analytikers und seines Patienten, das die aus der klassischen Psychoanalyse bekannten Oszillationen ergänzt.

*Schlüsselwörter:* Transformation in Traum; Figur; psychoanalytisches Feld; narrative Transformationen; Dekonstruktion der Narration; Grasping; Casting

Auf der Grundlage umfangreichen klinischen Materials veranschaulicht der Beitrag das theoretische Modell, das meine psychoanalytische Praxis inspiriert. Dieses theoretische Profil fügt sich dem breiteren Rahmen ein, der von zahlreichen Autoren nachgezeichnet wurde, die Ähnlichkeiten und Unterschiede der verschiedenen psychoanalytischen Modelle grundlegend herausgearbeitet haben (so Wallerstein 1989, 1990, 2005; Kernberg 1994, 2002; Gabbard 1999; Gabbard & Westen 2003; Green 2005 u. a.). Einige Beiträge über die von jedem Analytiker bei seiner Arbeit verwendeten impliziten Modelle wurden nach langer Vorarbeit von Analytikern unterschiedlicher Orientierung kürzlich in Buchform publiziert (Canestri 2006; Tuckett et al. 2008). Dank aller dieser Arbeiten, die ich für allgemein anerkannt halte, fühle ich mich meinerseits frei, die bisweilen tiefgreifenden Unterschiede und die daraus folgenden behandelungstechnischen Implikationen zu erläutern.

Um von Psychoanalyse sprechen zu können, gibt es meines Erachtens drei unabdingbare Voraussetzungen: die Überzeugung von der Existenz des Unbewußten (auch wenn es davon unterschiedliche Auffassungen geben kann), den Respekt vor der Unveränderlichkeit des *Settings* und schließlich eine Asymmetrie mit einer ausgeprägten Verantwortungsübernahme seitens des Analytikers für das, was im Behandlungszimmer geschieht.

Eine große Variationsbreite besteht demgegenüber hinsichtlich der verschiedenen Modelle, von denen ich einige mir bedeutend erscheinende kurz betrachten will.

a) Eine Bruchstelle (oder jedenfalls ein Unterschied zwischen den verschiedenen Modellen) zeigt sich darin, ob sie die Betonung auf die

Rekonstruktion der Lebensgeschichte legen, auf das Bewußtmachen des Unbewußten auch im Hinblick auf die verschiedenen Formen des Phantasierens über die innere Welt, schließlich auf die Erweiterung des Instrumentariums zum Containment (Container) und zur Transformation von Protoemotionen (Alpha-Funktion).

Ein Mittelweg könnte darin bestehen zu berücksichtigen, daß auch die biographische Rekonstruktion (oder die mythische Konstruktion der Geschichte) oder die Aufdeckung unbewußter Phantasien nicht nur aufgrund ihrer selbst wichtig sind, sondern auch im Hinblick auf die Tatsache, daß sie – analog zu anderen Dialekten und Szenarien wie Hier-und-Jetzt, innere Welt oder Transformationen im Feld – zum Ausgangspunkt und Instrument der Entwicklung des Containers und der Alpha-Funktion werden oder besser der Funktion, die Grotstein (2007) ein ›dreaming ensemble‹ genannt hat – auch wenn dies geschehen kann, ohne daß Analytiker und Patient sich dessen bewußt sind.

b) Eine weitere Unterscheidung betrifft die Bedeutung, die dem Traumhaften in der Sitzung beigemessen wird. Während einige die Träume als bedeutsame Ereignisse innerhalb der Sitzung ansehen und sie anhand streng vorgegebener Verfahren deuten (Freud 1900a), konzentrieren sich andere auf die Reverie in der Sitzung (d.h. die Entstehung von Bildern in der Psyche des Analytikers in Verbindung mit dem Geschehen in der analytische Beziehung) als einen zentralen, für den Verlauf der Analyse wesentlichen Sachverhalt. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, die ganze Sitzung als Traum zu betrachten, wobei die *Transformation in Traum* zur wichtigsten Aktivität des Analytikers wird. Sie arbeitet ständig mit einem besonderen Filter, der jeder Mitteilung des Patienten das »Ich hatte einen Traum, in dem ...« vorausschickt. Auf diese Weise wird jede Erzählung oder jede darin auftauchende Figur zu einer Serie von Hologrammen, die die emotionale Wirklichkeit des Feldes auf der Suche nach einer figurativen Darstellung einfängt (Ferro 2002b, 2009; Ogden 2003, 2005; Botella & Botella 2005).

c) Ein weiteres Unterscheidungskriterium betrifft den Realitätsgrad, der den Mitteilungen des Patienten zugeschrieben wird. Er reicht von einem völlig auf die historischen Fakten gerichteten Zuhören über ein Zuhören, das sich auf die Realität der inneren Welt des Patienten als ebenso real wie die äußere Realität (Klein) bezieht, bis zu einem Zuhören, das bewußt und gleichsam *ad absurdum* die Realität dessen, was der Patient

auch immer mitteilt, in der Schwebelast, um aus der Analysestunde einen privilegierten Raum und eine einzigartige Gelegenheit zur Transformation des psychischen Funktionierens des Patienten und des Analytikers zu machen (Ferro 2002a, 2005a). Schon Winnicott (1993 [1971]) behauptete, die Psychoanalyse sei eine besondere Form des Spiels, in dem die Traumpotentiale und die äußeren Phänomene in den Dienst des Träumens gestellt werden.

An dieser Stelle muß ich betonen, daß meine Ausführungen über den traumhaften Charakter der analytischen Sitzungen ausschließlich die analytische Arbeit betreffen, während andere Perspektiven [*vertici*]<sup>1</sup> zu anderen Betrachtungsweisen führen.

d) Ein weiterer zentraler Gesichtspunkt ist die Wichtigkeit, die den beiden Polen Wahrheit und Lüge samt allen Zwischenstufen beigemessen wird. Dieser Aspekt stellt seinerseits eine Variable selbst für Modelle dar, die innerlich homogen sind. Das Spektrum reicht von der historischen bis zur narrativen Wahrheit (man denke nur an klassische Arbeiten von Spence 1982; Schafer 1995 und Hanly 1990) zur »Wahrheit« des emotionalen Kontakts mit sich selbst als unabdingbarer Voraussetzung einer möglichen analytischen Einfühlung (Bolognini 2003), zur Wahrheit über die Funktionsweise der inneren Welt, zur unterschiedlichen Art, Bions (2006) »O« zu denken oder die Tatsachen der Sitzung für eine Fiktion zu halten. Das führt uns zu Konzepten wie denen der für das Denken erträglichen Wahrheit und sogar der Übereinstimmung mit den manifesten Berichten des Patienten und der gegebenen Fähigkeit des Analytikers, ein bestimmtes Maß an Lüge und Verzerrung zu ertragen (Ferro et al. 2007).

e) Beachtung verdienen auch die verschiedenen Ebenen der Deutung: rekonstruktive und Deutungen der und in die Übertragung, gesättigte und ungesättigte Deutungen des Felds oder ins Feld, gemeinsam konstruierte Deutungen (im Sinne des »Ko-Denkens« bei Widlöcher 1996). Aber darauf muß hier nicht weiter eingegangen werden, da ich an anderer Stelle ausführlich darüber geschrieben habe (Ferro 2005b, 2006b). Erwähnenswerter sind vielleicht die unterschiedlichen Einschätzungen dessen, was der Patient sagt, »nachdem« man ihm eine Deutung gegeben hat (Joseph 2002; Faimberg 1996, 2001; Ferro 2002a, 2007): Ob er

<sup>1</sup> *Vertici* hier und im Folgenden im Sinne von Bions »Vertex« (Scheitelpunkt) [A.d.Ü.].

sich dem Problem überhaupt stellt, ob man seine Antwort als Ausdruck der Verzerrung ansieht, die aus seiner Art des Zuhörens resultiert, oder ob man die Äußerungen des Patienten als einen Traum über die erhaltene Deutung und deren Auswirkungen betrachtet. In dieser Betrachtungsweise bewirkt dann die ›Nachträglichkeit‹, die sich durch die Aufnahme der Antwort auf die Deutung ergibt (eine Antwort, die nicht notwendigerweise gedeutet werden muß), eine dauernde Bewegung im Feld, was eine zukünftige Modulation der Deutung ermöglicht. Dieser Prozeß der mehrfachen Nachträglichkeit im kleinen (Guignard 2004) bewirkt auch, daß all das, was im Feld bis zu einem gewissen Punkt erarbeitet wird, »zusammengefaßt« dazu führt, die innere Welt wiederzubewohnen und sogar die Lebensgeschichte im nachhinein zu transformieren (mit Bezug auf Bions [1990b] ›Erinnerungen an die Zukunft‹ könnte man vielleicht sogar sagen: »zu erfinden«).

f) Ein weiteres bedeutsames Unterscheidungskriterium ist das jeweils vorherrschende Konzept der Übertragung (ob als Wiederholung des nicht Erinnerungbaren oder als Projektion von Phantasien in die Außenwelt aufgefaßt), und der Beziehung (die auch in unterschiedlichem Maß die Subjektivität des Analytikers [Renik 1993; Smith 1999] und dessen jeweils aktuelles psychisches Funktionieren berücksichtigt [Bion 1992b; Ferro & Basile 2004]). Natürlich kann man nicht von der Ebene des Zuhörens und Denkens abstrahieren, an der wir uns überwiegend orientieren – der ödipalen und präödipalen Ebene, der der psychotischen Ängste oder der noch tiefer liegenden und doch allgegenwärtigen Ebenen wie der von Ogden (1989) so eindrucksvoll beschriebenen autistisch-berührenden Position, deren Funktionsweise in jeder Psyche anzutreffen ist (Bleger 1986). Und natürlich erfordert die jeweilige Auswahl unterschiedliche Behandlungsstrategien: Die Spanne reicht von solchen, die sich mehr am Inhalt orientieren (Abfuhr, Konflikte), bis hin zu jenen, in denen der Anstieg der emotionalen Spannung, die von der Psyche nur durch die Entwicklung von Denkinstrumenten toleriert werden kann, die entscheidende Rolle spielt (Ferro 2009).

Andere Punkte, die man erforschen könnte, auf die ich aber aufgrund der hier gebotenen Kürze nicht weiter eingehe, wären z. B. die Kriterien der Analysierbarkeit, die Kriterien für die Beendigung der Analyse, die Art und Weise, wie die Sexualität konzipiert wird, die Ziele der Analyse und die verschiedenen Faktoren, die zu Krankheit und Heilung bei-

tragen. Natürlich stimme ich mit Grotstein (2000, 2002) und Ogden (2003, 2005) ganz darin überein, daß die unterschiedlichen Faktoren von Krankheit und Heilung mit der Unzulänglichkeit oder Wirksamkeit des zitierten ›dreaming ensemble‹ zusammenfallen.

### *Die Klinik als Stein von Rosette*

André Green sprach bereits vom klinischen Denken (Green 2002), für mich ein möglicherweise privilegierter Zugang zu den verschiedenen Modellen wie auch zu der unterschiedlichen Art, die Figuren in der analytischen Sitzung zu verstehen. Wenn eine Patientin sagt, die fortlaufenden Besuche beim Gynäkologen, denen sie sich unterziehen müsse, würden sie quälen, wie sehr sie diese als intrusiv und demütigend empfinde, dann von ihrem Rückfluß von Magensaft in die Speiseröhre erzählt und weiter, daß sie homöopathische Dosen eines Medikamentes zu sich genommen habe, das ihr von einer Freundin empfohlen worden war, wie es ihr daraufhin sehr schlecht ergangen sei und sie alles herausgebrochen habe, dann können wir uns fragen, wie diese unterschiedlichen Figuren eigentlich zu verstehen sind.

Aus einer ersten Perspektive könnte es sich um Figuren handeln, die zum realen äußeren Lebensumfeld der Patientin gehören (wie auch zu ihrer Lebensgeschichte mit ihren noch auszugrabenden traumatischen Verflechtungen). Aus einer weiteren Perspektive könnten sie auf die aktuellen Übertragungsbewegungen mit ihren seitlichen Verzweigungen bezogen werden; und schließlich könnten sie so intensiv erfahrbar sein wie die Figuren in Hologrammen, Markern oder affektiven Bildern [Ikonen], von denen ein Casting gemacht wurde, um die emotionalen Linien und Wellen aus dem Inneren des emotionalen Feldes der Sitzung auszudrücken.

In dieser letzten Sichtweise verwies der Gynäkologe auf eine bestimmte, als intrusiv empfundene Haltung des Analytikers. Die verletzte Intimität entspräche einer Auswirkung der analytischen Arbeit, der gastro-ösophageale Reflux einem durchlässigen Bereich des Feldes, die Freundin, die die homöopathische Dosis empfohlen hatte, hätte mit einem bestimmten Deutungsstil zu tun, der die Patientin selbst in kleinsten Dosen schlecht werden läßt, usw.

Diese Art, die verschiedenen Verstehensweisen der beteiligten (nicht notwendigerweise anthropomorphen) Figuren hervorzuheben (Ferro

2003, 2005b; Ferro & Foresti 2008), wurde sehr gut von La Farge (2007) und von Cairo (2007) herausgearbeitet.

Auf diese Weise sind wir direkt in das Konzept des psychoanalytischen Feldes eingetreten: In ihm ist das Zuhören zwar nicht weit von jenem Zuhören entfernt, das wir uns im Rahmen einer starken Beziehungstheorie vorstellen können. Es unterscheidet sich allerdings erheblich von einem Deutungsstil, bei dem der Analytiker dauernd den Druck verspürt, alles in Übertragungsbegriffen (oder, in abgeschwächerer Form, »in der Übertragung«) (Gibeault 1991) deuten zu müssen. Statt dessen muß er sich einfach vergegenwärtigen, daß es keine Mitteilung, Figur, Erzählung, Turbulenz gibt, die nicht zum Feld gehört. Dann kann er sehr viel ungesättigtere Deutungen geben, stets in der Bereitschaft, die Antwort des Patienten auf die Deutung als Hinweis auf die Bewegung des Feldes aufzufassen.

Wenn der Patient also nach einer Deutung antwortet: »Heute mußte ich vor einem Hund flüchten, der mich beißen wollte«, wäre das sehr verschieden von einem Patienten, der sagt: »Heute hat mir mein Cousin wirklich die richtige Medizin gegeben.« Wieder anders wäre es, wenn jemand sagt: »Ich bin zum Essen zu meiner Großmutter gegangen, die mir nur ein Süppchen aufgetischt hat, so daß ich noch hungrig war und wütend wurde.« D.h. der Patient oder irgendein Punkt im Feld zeigt fortwährend an, wie die Deutung (oder das Schweigen) des Analytikers aufgenommen wird. Dies kann zum Ausgangspunkt für weitere Justierungen werden, um den Transformationsprozeß in Gang zu halten, ohne ihn durch mangelnde Deutungsaktivität oder ein Übermaß an Verfolgungsangst zu blockieren. Sogar die Kindheit und die Sexualität gewinnen dann nicht nur für sich selbst Bedeutung, sondern können zu Signalträgern für die Funktionsweise des Feldes werden.

#### *A) Narrationen im Feld: Der übergreifige Großvater*

Nehmen wir an, eine Patientin sagt in den ersten Analysestunden nach einigen Deutungen des Analytikers: »Als ich ein kleines Mädchen war, ging ich vertrauensvoll zu meiner Freundin Matilda und hätte nie erwartet, daß ihr Großvater, während wir alleine waren, mir in einer derart verstörenden Weise unter den Rock griff. Ich erinnere mich, wie ich wegging und nie wieder dorthin zurückgehen wollte.«

Nach dem ersten Verständnismodell der Figur würde die Analyse ausgehend von der Erzählung des Vorgefallenen Gestalt annehmen. Dies ginge mit einer fortschreitenden Auflösung und Abtragung der tatsächlich erlebten Kindheitserfahrungen einher, die nun innerhalb der Übertragung »erinnert«, wiederholt und auf diesem Weg durchgearbeitet und entgiftet würden. Was ursprünglich aufgrund von Hemmungen und Schuldgefühlen unbewußt war, wird nun bewußt und sich dadurch wie Schnee in der Sonne auflösen. Dabei wird der Analytiker zu einem Poirot oder Homer, der die Odyssee des Patienten bis hin zur Landung am Ort seines Selbstbewußtseins, seiner Insel Ithaka, erforscht und mit seinem Gesang begleitet.

Im zweiten Verständnismodell würde dieselbe Erzählung in erster Linie als Ausdruck einer Erfahrung verstanden und interpretiert, die viel mit der aktuellen Beziehungssituation zu tun hat. Die Patientin bringt zum Ausdruck, daß sie sich durch die Deutungen des Analytikers auf eine zu intime Weise unerwartet tief berührt und in ihren persönlichen Gefühlen mißachtet fühlt, so daß sie die analytische Erfahrung, die sie derartig verstörenden Erlebnissen aussetzt, nicht fortzusetzen wünscht.

Im dritten Modell (das ich als *ungesättigtes Feld in fortwährender Ausdehnung* definiere) hört der Analytiker auf die der Kindheit gewidmete manifeste Mitteilung des Patienten und begegnet dieser Ebene der Erzählung auch mit einem grundsätzlichen Gefühl von Respekt. Zugleich hört er aber auch auf eine zweite, die gegenwärtige Beziehungsebene, die jedoch nicht notwendigerweise gedeutet werden muß. Sie ist eher wie ein Signal aus dem Feld zu betrachten, das eine zu große Nähe oder Tiefe der Deutung anzeigt, die dementsprechend moduliert werden kann. In der besonderen, durch das analytische Setting ermöglichten Situation wird die Tür offen bleiben für das Erleben der Patientin, in ihre Gefühlswelt würden eigene erregende protoemotionale Zustände eindringen, die sie (aufgrund mangelnden Containments ♀ bzw. einer mangelnden Alpha-Funktion) nicht verdauen kann.

Der Analytiker, der das aktuelle Gebot, die Erzählung zu respektieren, ebenso im Auge behält wie die Antwort auf die Art seiner Deutungen und die Denk-Möglichkeiten der Patientin, wird in einem dauernden Wechsel der Hör-Perspektiven den Weg zu weiteren Erzählungen aus der Kindheit, dem Hier und Jetzt, dem Inneren der Patientin, ebnen. Durch die Paarung der beiden Ko-Erzähler wird in der Stunde ein neuer

und unerwarteter »Roman« entstehen. Beide müssen sich kontinuierlich damit auseinandersetzen, wie viel an Verdrängtem, Abgespaltenem, Undenkbarem in das aktuelle Feld eindringt, und wieviel davon (in umgewandelter Form, gemäß der Art und Weise, wie beide psychisch aufeinander einwirken) in die innere Welt und die Geschichte der Patientin zurückkehrt, ohne daß es in diesem erzählerischen und transformativen Weben jemals ein letztes Wort geben wird. Auch die Geschichte wird ein ›mythischer‹ Ort im Feld sein. Jedenfalls wird es viel wichtiger sein, lesen zu lernen und neue Sprachen und Alphabete zu erschaffen, als irgendeine bestimmte Geschichte zu kennen: So bewegen wir uns weg von einer Psychoanalyse der Inhalte und der Erinnerungen hin zu einer Psychoanalyse, für die die Entwicklung der Apparate zum Träumen, Fühlen und Denken im Vordergrund steht (Ferro 2006a, 2008).

*B) Transformationen in Traum:  
Dekonstruktion und Entkonkretisierung der Kommunikation*

Im Hinblick auf die Klinik möchte ich nochmals auf das Konzept der »Transformation in Traum« zurückkommen. Dabei setzt der Analytiker vor jede Äußerung des Patienten eine Art von »magischem Filter«, der aus den Worten besteht »Ich hatte einen Traum, in dem ...« Dies stellt den höchsten Punkt in der Skala des gut funktionierenden Feldes dar: Das Feld träumt. Die Alpha-Funktionen wandeln Sinneseindrücke in Denken um.

Nehmen wir z.B. den Bericht der Patientin, die von ihrer Scham im Hinblick auf den Gynäkologen sprach, von Intrusivität oder von dem Medikament, das ihr die Freundin empfohlen hatte. Wenn wir diese Narrationen als »*Ich hatte einen Traum ... , in dem ein Gynäkologe vorkam, der ... , oder eine Freundin, die ...*«, auffassen, sehen wir, daß sich plötzlich viel weitere und sogar unvorhersehbare Wege auftun, wie diese Mitteilungen zu verstehen und zu behandeln sind. Überhaupt glaube ich, daß »Dekonstruktion der Narration« einer der wichtigsten Vorgänge ist, mit dem die Psyche des Analytikers neue Transformationsprozesse in Gang zu setzen vermag.

Nach Bollas (1999) besteht der Zweck der Psychoanalyse in der Methode der freien Assoziationen als einer neuen Form, zu sich selbst zu sprechen. Nach seiner Auffassung dienen die freien Assoziationen

der Dekonstruktion der Beziehung und führen auf diese Weise zu einem subversiven Ziel, nämlich psychische Entwicklung zu begünstigen (S. 85). Eine derartige Dekonstruktion eröffnet Blickwinkel, die bis dahin verschlossen waren.

Hierzu zwei klinische Beispiele:

a) *Der Eingriff an der Brust*

Eine Patientin sagt: »Ich habe mich zu einer Operation entschlossen, weil ich mit meiner Brust unzufrieden bin.« Die Anzahl der möglichen Deutungen oder Gedanken, die verschiedene Analytiker, je nach Kontext der Erzählung, dazu haben könnten, ist natürlich unendlich groß. Sie richten sich nach den Einfällen der Patienten wie auch nach den expliziten oder impliziten Modellen des Analytikers (und wie ich vielleicht hinzufügen sollte, nach seiner psychischen Tagesform).

Die Bandbreite, unter der man die Mitteilung der Patientin auffassen kann, reicht vom Vorspiel zu einer Handlung über die Schilderung von etwas, was der Patientin an sich selbst nicht gefällt, und das Bedürfnis, sich ästhetisch aufzuwerten, bis hin zu einem Vorwurf an den Analytiker usw.

Ganz anders wird das Zuhören des Analytikers dagegen ausfallen, wenn er den Worten der Patientin das bereits erwähnte »Ich hatte einen Traum« vorausschickt, wodurch die Erzählung zu einem: »*Ich hatte einen Traum*, in dem ich mich zu einer Operation entschloß, da ich mit meiner Brust unzufrieden war«, wird. An diesem Punkt erweitert und dekonstruiert sich das Zuhören: Was bedeutet die Operation? Was bedeutet die Brust? Womit ist die Patientin unzufrieden?

Der Bedeutungsspielraum vergrößert sich und könnte z.B. als Zeichen von Unzufriedenheit mit dem Analytiker (der Brust?) gewertet werden und als Wunsch, durch die ›Operation in der Stunde‹ Modifikationen der psychischen Ordnung vorzunehmen. Dies könnte unendliche Variationen anregen. An diesem Punkt treten auch Nebenfragen auf, wie z.B.: Womit an ihrer Brust ist die Patientin unzufrieden? Oder auch, was möchte sie daran verändern? Das könnte dann zur Aufnahme drehbuchartiger oder bühnenbildnerischer Elemente führen, die vorher nicht gedacht werden konnten.

De-konstruieren (Baranes et al. 2002) bedeutet deshalb auch, der Kommunikation ihre konkrete Bedeutung zu nehmen, wodurch unzählige andere Lesarten möglich werden.

*b) Welcher Status kommt dem Raum außerhalb des Feldes zu:  
ein Ort für Cochise*

Meiner Ansicht nach kommt der Fähigkeit des Analytikers, die Kommunikation selbst in Supervisions- oder Interventionsituationen traumhaft zu erfassen (Boyer 1988), grundlegende Bedeutung zu. Dieser Vorgang beruht auf der »negativen Fähigkeit« des Analytikers und auf seiner Fähigkeit zur Reverie (Bion 1990a [1962], 2006 [1970], 1992b).

Ein sehr erfahrener Kollege bittet mich um Rat wegen einer dramatischen Lebenssituation, in die er geraten ist. Da er in einer weit entfernten Stadt lebt, übermittelt er mir die ersten Informationen telefonisch. Seit einigen Wochen würden er und seine ganze Familie wegen der Drohungen eines Patienten von Leibwächtern bewacht.

Dieser Patient, so erzählt mir der Kollege in einer Sitzung, habe ihn wiederholt bedroht, da ihm durch die Analyse alles Schöne im Leben genommen sei. Sie habe ihn heiraten, Vater werden und eine Arbeit in einer Bank finden lassen, aber dies alles habe ihn am »wahren Leben« gehindert. Er habe alle Frauen verloren, die er sonst noch hätte haben können, auf alles verzichten müssen, was von Jugend an außergewöhnlich an ihm war, auf Reisen, die er hätte machen können. Insgesamt sei der Preis viel zu hoch, und das wolle er dem Analytiker heimzahlen, indem er Selbstmord begehe, zuvor aber noch in dessen Familie ein Blutbad anrichte. Der Kollege erwähnt dann beiläufig, daß sich der Patient auch weiterhin spezielle Kosmetika aus der Schweiz schicken lasse, um seine Haut zu bleichen, die an verschiedenen Stellen rote Flecken aufweise.

Was mir daran so augenscheinlich auffällt, ist wahrhaftig die rote Haut, das scheinbare Nebenelement, d. h. die »Rothaut«. Eine Rothaut, die alle Weißen terrorisiert. Aber warum sage ich das mir? Eine Rothaut kann einem nicht so viel Angst machen.

Ich frage nach dem Alter des Patienten und auch des Analytikers.

Der Patient wird bald vierzig, fast gleichzeitig mit seinem Analytiker, der fünfzig wird.

Hierin liegt der Schlüssel: Die »Rothaut« des Patienten hat mit den eigenen Brandpfeilen die »Rothaut« des Analytikers in Brand gesetzt. Die wirkliche Rothaut, mit der der Analytiker den Kontakt verloren hatte, kam zurück, um sich im kritischen Moment des 50. Geburtstages (oder des 40. des Patienten) zu entzünden.

Ein Leben in der Bank, ein Leben im Analysezimmer, ist für die Rothaut (die Rothäute!) wahrlich inakzeptabel. Es fordert und droht Rache an, eine schmerzliche Trauerzeit, die es angesichts der vielen Daseinsmöglichkeiten, auf die man verzichten muß, auszuhalten gilt. Die Trauer im Hinblick auf das Annehmen der Wirklichkeit hat ein Vorspiel in erderschütternder Wut.

Nachdem ich den Kollegen vorsichtig wieder mit der wirklichen »Rothaut« in Kontakt gebracht hatte, gelang es ihm in Kürze, die Rothaut des Patienten zu besänftigen, ohne weiterhin zu viel Angst vor der jeweiligen »Rothaut« haben

zu müssen, der nun beide eine Verschnaufpause und etwas mehr Raum im eigenen psychischen Leben gönnen konnten.

Im Hinblick darauf, daß ich selbst gerade sechzig Jahre alt wurde, müßte ich eigentlich uns allen dreien sagen, daß von Kindheit an Cochise einer meiner Lieblingshelden war. Dieser hatte die Situation genutzt, um sich wieder Raum zu verschaffen und ein Existenzrecht zurückzuerlangen, das ihm seit einiger Zeit verwehrt war.

### *Theoretische Wurzeln des Modells*

Nachdem ich mein Verstehensmodell in Erzählform vorgestellt habe, möchte ich nun kurz auf seine theoretischen Wurzeln eingehen:

a) Der meinen Ausführungen zugrunde liegende *Beitrag Bions* (1992a [1963], 1997 [1965], 1992b) ist das Konzept des »Traumgedankens im Wachen« (was ich für seine genialste Formulierung halte). Es ist die Frucht einer kontinuierlichen Alphabetisierung, die die Alpha-Funktion an den Wirbeln der Protosensorik und Protoemotionalität (Beta-Elemente) leistet, indem sie Alpha-Elemente hervorbringt. Diese Piktogramme (Barros 2000) und ihre Sequenz entziehen sich zwar einer direkten Erkenntnis, sind aber über ihre narrativen Derivate erreichbar.

In der Sitzung sehen wir projektive Identifizierungen am Werk (wünschenswerterweise sehr viel häufiger vom Patienten ausgehend als vom Analytiker), Aktivierungen der Alpha-Funktion(en) und Wirbel von Protoemotionen. Die Alpha-Funktionen des Feldes, das selbst unbekannt bleibt, beginnen darin, ein »Traumdenken im Wachen« zu schaffen. Von da aus würden die *narrativen Derivate* ins Leben gerufen. Wenn wir nun plötzlich ein traumhaftes Funktionieren des Feldes am Werk sehen, gibt es keine Kommunikation mehr, die nicht ihrerseits das Feld aktiviert und zu ihm gehört. Selbst die offensichtlich mehr der Realität entspringenden Fakten hätten den Wert von »narrativen Anknüpfungspunkten«, die uns die Bedeutung des Traumgedankens zu erfassen helfen. Auch die subjektiveren Elemente wie der Traum des Patienten gehören zum Feld, um die Bewegungen des Traums im Wachzustand in dem Augenblick, in dem er erzählt wird, anzuzeigen und mit Bedeutung zu versehen.

Das Feld ermöglicht es, diese Emotionen zu beschreiben, zu sammeln, zu gruppieren, indem es sie klärt, fokussiert und die Figuren wie »Topflappen« benutzt, mit denen man sich dem kochend heißen Inhalt

nähern kann. Dabei weiß der Analytiker allerdings, daß die Kommunikation des Patienten als ein Diffraktogramm der aktuellen Situation des Feldes aufzufassen ist, dessen Bestandteile in Erwartung der Fokalisierung, Transformation und Verdauung mit den emotionalen und protoemotionalen Zuständen des Feldes selbst in Beziehung stehen: Natürlich ist das Feld der Ort, an dem sich die projektiven Identifizierungen und die Lebensgeschichten des Patienten wie des Analytikers sammeln, die zu Ko-Protagonisten werden. Anders ausgedrückt, das Feld wird in gewisser Hinsicht vom psychischen Funktionieren des Patienten wie des Analytikers gemeinsam bestimmt. Der Patient wird gleichsam zum Ort des Feldes, der kontinuierlich von den Entwicklungen und Veränderungen des Feldes selbst berichtet.

Diese Emotionen können durch die narrative Transformation ihrer selbst und mit ungesättigten Deutungen »gekocht« werden, wobei man immer wieder die Antwort des Patienten »kosten« muß, um festzustellen, mit welchen Zutaten das Gericht angereichert oder leichter gemacht werden kann. Das Piktogramm der protoemotionalen Zustände schließt ein, dem zuvor Namenlosen einen Namen zu geben.

Wenn eine Patientin eine Therapie mit Panikattacken und Fremdenangst beginnt und dazu neigt, sich durch die Art ihrer Kleidung zu verstecken, sich gleichsam zu ver mummen, ist es leicht vorstellbar, daß sie immer wieder zum Opfer vulkanartiger Ausbrüche protoemotionaler Zustände wird, die die Panikkrise charakterisieren. Und zum Herausschleudern dieser protoemotionalen Lapilli, die die anderen (soweit sie Träger dieser Lapilli sind) zur Quelle von Gefahren machen, ist überdies zu vermuten, sie wünschte nicht, daß derartige Aspekte ihres Selbst wahrgenommen würden.

Den Film (die Sequenz) der Traumphotogramme könnten wir uns auf der Grundlage dieser ersten Erzählung als Produkt der folgenden emotionalen Piktogramme vorstellen (Ferro 2002, 2006c, 2007).

Ausbrechender Vulkan → Angst vor Nicht-Einheimischen → Gesicht mit Maske

Natürlich könnte die aus derselben Piktogrammfolge hervorgehende Erzählung auch völlig anders ausfallen und unterschiedliche erzählerische oder literarische Formen benutzen, denen aber der gleiche kommunikative Wert zukommt (nur mit verschiedenen Graden von Entfer-

nung/Verdrehung der Piktogrammsequenz im Traumdenken des Wachens). Nehmen wir zum Beispiel

- *eine Erzählung aus der Kindheit*: Als ich klein war, hatte ich Angst, die Luftballone könnten platzen, ebenso hatte ich Angst vor Kindern, die ich nicht kannte. Glücklicherweise war ich nur an Fasching, weil ich da maskiert ausgehen durfte;
- *einen im Fernsehen gesehene Film*: Ich habe einen Film gesehen, in dem eine Bombe in einem Einkaufszentrum explodierte, und alle flüchteten aus Angst, es könnten als Polizisten verkleidete Terroristen am Werk sein;
- *die Erzählung einer Familienszene*: Mit meiner Schwiegermutter brach ein Streit aus, als sie den Anspruch erhob, die Ferien mit der Schwester und dem zweiten Ehemann in unserem Haus zu verbringen. Ich war dabei gezwungen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Die Beispiele der narrativen Derivate ließen sich natürlich beliebig fortsetzen.

Logischerweise sprechen wir bei alledem von einem Patienten, der über eine ausreichend funktionierende Alpha-Funktion (die die Piktogramme erzeugt) verfügt. Besitzt der Patient eine solche Fähigkeit nicht, Protoemotionen und protosensorische Elemente in Piktogramme (des Traumdenkens im Wachen) umzuwandeln, dann bedarf es der Kooperation des Analytikers. Dieser ko-konstruiert auch mit seinen eigenen Reverien die Alpha-Sequenzen des Patienten, indem er die Entwicklung der Alpha-Funktionen und die Fähigkeit zum Containment (♀) des Patienten fördert, bis dadurch eine stabile Introjektion erreicht wird.

Edna O'Shaughnessy (2005) hat meine These bekräftigt, daß jede Kommunikation zwischen Patient und Analytiker als narratives Derivat eines solchen Traumgedankens betrachtet werden kann, mit dem der Analytiker in Kontakt kommen muß. Dabei streifen wir nochmals das Konzept vom ›Patienten als bestem Kollegen‹, als privilegiertem Ort von Feldsignalen (Bion 2007a). Das heißt, der Patient wird gewissermaßen zu einem satellitengestützten Navigationssystem, das uns dauernd über das Funktionieren des Feldes informiert.

b) Die zweite Wurzel liegt im *Feld-Begriff*, wie ihn W. und M. Baranger (1961–62) geistreich und grundlegend ausformuliert haben, wie er dann von M. Baranger (1993) nochmals aufgenommen und von Bezoari & Ferro (1992), Kancyper (2000), Lewkowicz & Flechner (2005), Ferro (2006b), Eiziric (2005) und Ferro & Basile (2009) weiterentwickelt und

komplexer ausgestaltet wurde. Diese Autoren haben zu einem mehrdimensionalen und ungesättigten Konzept des Feldes beigetragen, das nicht mehr allein durch eine horizontale Achse, sondern auch durch eine vertikale (geschichtliche) Achse bestimmt wird. In ihm sind die mit Affekt besetzten Figuren-Hologramme angesiedelt, die zum Funktionieren des analytischen Paares gehören. Ein derartig intensives Feld ist als Resultat der Summe der möglichen Welten des Analytikers und des Patienten anzusehen, dessen subjektivistisches Abgleiten eine Grenze in der Ethik des Analytikers, in seiner persönlichen Analyse und Ausbildung sowie darin findet, daß er dafür Sorge trägt, daß die erzählten Fakten und keine anderen (wie etwa die Bestätigung der Theorien des Analytikers oder die Vermeidung von seelischem Schmerz) vorrangig durch das analytische Paar alphabetisiert werden. In diesem Zusammenhang können auch Konzepte der Narratologie, wie z.B. jenes der »Grenzen der Interpretation« oder der »Grenzen hinsichtlich der Eröffnung möglicher Welten«, recht hilfreich sein (Eco 1979, 1992; Pavell 1976; Ryan 2007). Der Analytiker als Ko-Autor des Werkes ist Garant einer stark ausgeprägten Asymmetrie hinsichtlich der Verantwortlichkeit für das, was im Behandlungszimmer vor sich geht (Gabbard & Lester 1995).

Das ›Feld‹, zunächst als Phänomen konzipiert, in dem sich aufgrund blinder Flecke und wechselseitiger Widerstände von Analytiker und Patient »Bollwerke« herausbilden, die beim »zweiten Blick« des Analytikers durch Deutungen aufgelöst werden können (Baranger & Baranger 1961–62), stellt sich für mich jetzt als *ein sich ständig erweiterndes ›holographisches Traumfeld‹* dar (und wie könnte man die Bemerkung Bions vergessen, daß die Analyse eine Sonde ist, die das Feld, das sie erforscht, kontinuierlich erweitert?). In ihm nehmen mögliche Welten und Geschichten Gestalt an, verändern sich und formieren sich zu immer neuen Erinnerungen, Geschichten und Versionen der Lebensgeschichte (Ferro 2003, 2006b, 2008). Zu einer Geschichte, die im kontinuierlichen Fluß der Vorgänge kleinster Transformationen ein substantielles Bollwerk der ›Drittheit‹ und Identität darstellt. Die Lebensgeschichte wird so zum verfestigten Ort des Feldes persönlicher und transgenerationaler Identität (Faimberg 2005), in dem die Arbeit der Dekonstruktion, Konstruktion und Rekonstruktion, der ›Geschichtenzerstörung und Geschichtenerzeugung‹ unaufhörlich weitergeht (Chianese 2007).

Erinnern wir uns: Oberhalb der verfestigten Bereiche der einzelnen Geschichten und der Lebensgeschichte sind es die Prozesse der Alphabetisierung protoemotionaler Zustände, die von Klumpen emotionaler Alexie über Bereiche von Dyslexie schließlich zu lesbaren Emotionen führen, die gespeichert und verwandelt werden können, eine Form und einen Namen haben.

Das Feld muß an der ›Krankheit‹ des Patienten erkranken, und nur von dort wird eine wirkliche Veränderung ausgehen können: So findet man es bei Freud (1914g, S. 132), der sagte, »daß man keinen Feind umbringen kann, der abwesend oder nicht nahe genug ist«.



Federico Fellini, Traumabbildung © VG Bild-Kunst, Bonn 2009

Die Abbildung, die Zeichnung eines Traums von Federico Fellini (2007), die er selbst angefertigt hat, vermittelt eine Vorstellung davon, wie ein emotionales Feld mit den verschiedenen beteiligten und interagierenden Figuren und Funktionen aussehen kann: echte affektive Hologramme des analytischen Paares bei der Arbeit.

c) Zu den Figuren: Die letzte der drei Wurzeln, die mit den beiden anderen hinsichtlich ihrer Bedeutung als Gedankenquelle in Verbindung steht, kommt aus der Narratologie, jenes Teils der Semiologie, der sich mit der komplexen Organisation von Erzählungen befaßt und wichtige Gesichtspunkte der ›Personen‹ bzw. Figuren, der Deutung eines Textes, der Überinterpretation und Grenzen der Deutung beinhaltet. Dieses Thema überfliege ich allerdings nur, da es hier indirekt bereits zur Sprache kam.

Verbindet man Bions Konzept vom »Traumgedanken im Wachen« mit dem Konzept des Feldes und der Figuren in der analytischen Sitzung, erhalten wir ein Gefüge aus Raum und Zeit, in dem Wirbel von Beta-Elementen von der Alpha-Funktion des Feldes in Traumgedanken des Feldes transformiert werden. Diese werden mit Hilfe narrativer Transformationen bearbeitet (in denen es keine Entschlüsselung gibt, sondern die Umwandlung in eine Erzählung begünstigt wird). Sie verknüpfen sich mit den klassischen, von Bion (1997) beschriebenen Transformationen (starre, projektive und Transformationen in Halluzinose) und den von mir vorgeschlagenen Transformationen in Traum.

Natürlich erfordert eine Feldtheorie vom Analytiker eine andauernde Aufmerksamkeit und Instandhaltung seines wichtigsten Arbeitsinstruments: seines psychischen Lebens.

*Die zunächst auf die Beobachtung der Kommunikation des Patienten und der Gegenübertragung gerichtete Aufmerksamkeit verlagert sich und richtet sich auf die Figuren, die im Feld lebendig werden und ein andauerndes Lebenssignal des Feldes abgeben. Das erlaubt auf subliminale Weise ein kontinuierliches Dekonstruieren des verschlungenen ›Übertragungsknäuels‹ in narrative Untereinheiten, die als einzelne transformiert und kontinuierlich wieder zusammengesetzt werden können.*

*Schließlich: in meinem Behandlungszimmer*

Filippo ist ein junger Psychologe von angenehmem Äußeren, mit lockigem Haar und im Kontakt sehr ruhig und liebenswürdig. Er hat keine klaren Pläne für sein zukünftiges Leben und schwankt zwischen einer Arbeit, die ihn in Kontakt mit anderen Menschen bringen würde, und einer statistischen Arbeit, die ihm eine Universitätskarriere eröffnen könnte.

In einer der ersten Analysesitzungen erzählt er mir von der neuen Arbeit, die er in einem Gefängnis (!) gefunden hat, wo er vor allem arabische Patienten sieht, deren Sprache er nicht kennt, mit denen er sich aber zu verständigen sucht. Mein Verzicht, sowohl die »seinem Selbst unbekanntem« Aspekte als auch seine Probleme mit der neuen schwierigen Analysesprache zu deuten, führt zum Ergebnis, daß er anfängt, die Geschichten dieser Araber auszuschmücken ... die Geschichte von Ali und seiner Eifersucht, die Geschichte von Mohammed und seinem Ra- chebedürfnis ... So bilden sich Emotionen, die »unter anderen Namen« zu kreisen beginnen: mir erscheint dies als eine Möglichkeit, zweidimensional gewordene oder sozusagen gefriergetrocknete Emotionen in erträglicher Form in das Behandlungszimmer einzulassen.

Meine diesbezügliche Umsicht wird von einer Sitzung gefolgt, in der Filippo davon spricht, wie er seine »Vespa« (eine alte Motorrollermarke) frisiert. Ich sage ihm, daß »Vespa« mich auch an ein Insekt erinnert, das sticht.<sup>2</sup> Er schweigt für den Rest der Stunde, und das nächste Mal sagt er mir, eine elektrische Ladung oder ein Blitz habe ihm buchstäblich den Computer verbrannt, ihn dadurch am Weiterarbeiten gehindert und alles bereits Geschriebene zerstört.

Eine Erzählung, eine Kindheitserinnerung, wird zum zentralen Punkt für viele Sitzungen: Bei der Geburt der kleinen Schwester war er den Großeltern mütterlicherseits in der Schweiz anvertraut worden, bei denen er sich nach seiner Aussage sehr wohl fühlte. Er erinnert sich nur an die mit vielen Löffeln voll Zucker gesüßte Milch, die er am Fenster zu sich genommen hatte und der er heimlich noch weiteren Zucker zufügte.

---

<sup>2</sup> Im Italienischen ist *vespa/Vespa* sowohl der Name des Tieres als auch der Name des Motorrollers.

Als er nach langer Zeit heimgekehrt war, so seine Erinnerung, sei er, noch ein kleines Kind, morgens um halb acht vor allen anderen aufgestanden, um den Eltern Kaffee und Biscotti ans Bett zu bringen.

Als ich an zwei aufeinanderfolgenden Donnerstagen die Stunde ausfallen lassen mußte, erzählt er mir verängstigt von einem »Verrückten, der aus seiner Wohngemeinschaft geflüchtet ist«, und daß er selbst im Portemonnaie ein Attest für die Polizei mit sich führe, um den Verrückten festzuhalten und ihn der nötigen medizinischen Behandlung zuzuführen.

Es ist nicht schwer, zwischen seinem Wunsch, mich unbedingt an meinem Posten festzuhalten, und seinem Entferntwerden aus dem Elternhaus eine Verbindung herzustellen: gerade er, der ›immer ein gutes‹ Kind war. Es war, als ob ein braver Bürger ins Exil geschickt worden wäre, auf eine schöne Insel zwar – aber wieviel Bitterkeit gab es in der Milch weit weg von zu Hause, Milch, die so stark gesüßt werden mußte?

Wenn man davon ausgeht, was alles bei einer Analyseunterbrechung geschieht, ist es erstaunlich, wie Filippo sich Teile von unbekanntem Gefühl wieder aneignet, wie etwa dem Erlebnis, ins Exil geschickt worden zu sein, der Furcht, aus dem Haus gejagt zu werden, der Angst vor seinen Eltern (und mir) als Figuren, die es zu beschwichtigen gilt. So tritt (bezüglich der Tatsache, daß er jahrelang den Eltern den Kaffee ans Bett gebracht hatte), »der Barmann« als Ausdruck für seine entgegenkommende und manchmal fast dienerische Haltung (Fantozzi<sup>3</sup>) in unser Begriffsinventar ein. In der Zwischenzeit bevölkert sich sein Bauernhof mit Tieren, Hühnern, Kaninchen, Gänsen (die ich auch als aggressiv kenne!), des weiteren auch mit Schafen, Ziegen (alles Tiere, die offenbar dem Auftauchen neuer Emotionen im Behandlungszimmer entsprechen, auch wenn es sich um domestizierte und sozusagen ›grasfressende‹ Emotionen handelt).

Ich verfolge das oft im manifesten Text, weil ich gelernt habe, daß, wenn ich die Schmerzschwelle überschreite, die Arbeit plötzlich stockt – wie bei dem Nachbarn, der ihn mit seiner Maschinenpistole erschreckt, bis er entdeckt, daß diese einen roten Stöpsel<sup>4</sup> hat, also ein Spielzeug ist,

---

<sup>3</sup> Eine in Italien sehr bekannte Figur, die von Paolo Villaggio erfunden und gespielt wird. Es handelt sich um eine Person, die immer den Schutz der Mächtigen sucht, denen er in jeder möglichen Weise schmeichelt.

<sup>4</sup> In Italien Kennzeichen von Spielzeugwaffen.

sobald ich meine Deutungsaktivität zurücknehme – oder er sich vor dem »tyrannischen Chefarzt« duckt.

Vor einer erneuten Unterbrechung durch die Osterferien kommen auf dem Bauernhof neue Hühner an, die aber von einem Fuchs angefallen und zerfleischt werden. Diesmal deute ich, ich sei wie ein Fuchs, der die Sitzungen verschlinge und ihn peinige, sage aber auch, wir seien es vielleicht leid geworden, einen Bauernhof zu haben, der nur von Grasfressern bevölkert ist. Vor den nachfolgenden Sommerferien bringt er mir ein Paket mit kleinen wilden Tieren!

Nach den Ferien überrascht er mich sehr, als er mit erstaunter Miene in den Holzbalken meines Studios ein Symbol der ›Roten Brigaden‹<sup>5</sup> ausmacht, einen fünfzackigen Stern, den niemand vorher in den 30 Jahren, seit ich die Couch benutze, entdeckt hat.

Mir wird deutlich, daß der Ärger, vielleicht sogar die Wut, unter dem Mantel der Liebenswürdigkeit, von der Seite her im Behandlungsraum Eingang gefunden haben. In der Zwischenzeit vermehren sich die Anekdoten, Erinnerungen, Probleme mit der einmal kalten, dann wieder warmherzigen Mutter und mit dem sowohl freundlich annehmenden als auch despotischen Vater.

Diese Figuren bilden stets auch aktuelle Funktionsweisen des Feldes ab.

Jetzt beginnen heftigere Gefühlszustände einzudringen. Einmal erzählt er mir, daß er einen Brief von Simona (seiner Verlobten) erhalten habe und – nach einer meiner aktiveren Deutungen – nicht wußte, ob er ihn aufschlitzen oder mit einem Brieföffner aufmachen solle (ich habe das nicht gedeutet, innerlich aber diesen neuen Jack den Aufschlitzer willkommen geheißen!).

Vor kurzem hat Filippo angefangen, in einer Gemeinschaft von jungen psychiatrischen Patienten zu arbeiten und selbst zwei davon in Behandlung zu nehmen. Alle diese oft ungestümen Patienten werden zu Trägern primitiver und heftiger Emotionen, die er sich gerade wieder aneignet.

Ich bin mir meiner Aufgabe bewußt, mich zwischen einer interpretativen Offenheit, die den Prozeß anhalten würde, und einem Übermaß an Beschwichtigung, die ihn auslöschen würde, zu bewegen. Zum

<sup>5</sup> Eine terroristische Gruppe, die zwischen 1970 und 1980 in Italien aktiv war.

Glück läßt mich Filippo die für ihn optimale Geschwindigkeit und Intensität gut erkennen. Was ich am meisten fürchte, ist das Risiko einer falschen Analyse aufgrund von Rücksichtnahme. Und so ziehe ich es vor, lieber wenige echte Früchte als viele von zweifelhafter Echtheit einzusammeln.

Filippo befindet sich in seinem dritten Analysejahr mit wöchentlich vier Sitzungen von Montag bis Donnerstag.

### *Donnerstag*

Am Ende der vorausgegangenen Analysestunde war ich mit meiner Arbeit unzufrieden, da ich Deutungen gegeben hatte, die vom Patienten leicht als Kritik dessen, was er mir gesagt hatte, und als voreilige Einführung anderer Gesichtspunkte verstanden werden konnten. Ich hatte mir vorgenommen, am nächsten Tag eine mehr annehmende, rezeptivere Haltung einzunehmen, die, außer das Negative hervorzuheben, auch das Gute aufgreift.

*Patient:* Ich hatte einen Traum, besser gesagt zweimal denselben Traum: Darin kamen Flugzeuge, Explosionen, eine Art Bombardierung vor; dann kamen sie, wie sehr lange Zähne, die die Leute durchbohrten, ohne sie zu töten. Mir gelang es, mich zu retten, indem ich mich hinter einer dicken Mauer versteckte.

Mir erscheint dies wie eine verdichtete Beschreibung der gestrigen Sitzung und meiner Art, zu deuten, aus seiner Sicht, ohne daß ich dies gleich in dieser Richtung ausführen will.

*Analytiker:* Was sagt Ihnen der Traum?

*Patient:* Ich weiß nicht, irgend etwas, das mit den Gefühlen zu tun hat ... die anderen waren verletzt, von Projektilen, von Zähnen durchbohrt, ich jedoch rettete mich.

*Analytiker:* Vielleicht bin ich gestern wie ein Bomberpilot gewesen, der Sie ins Visier genommen hat?

*Patient:* Aber nein, in der Sitzung gestern herrschte ein gutes Einvernehmen. Ich bin dann zum Essen zu meiner Mutter gegangen und hatte schreckliches Bauchweh. Sie (im Italienischen kann sich das ebenso auf die Mutter wie auf den Analytiker beziehen) sorgt sich nicht um die Hygiene bei dem, was sie einem aufischt. Abends war ich dann in Mailand, um in einem afrikanischen Restaurant zu essen. Dort hat man uns ein

unverdauliches Essen serviert. Die Freundin, die mich begleitete, sagte: ›Wohin hast Du mich bloß zum Essen ausgeführt? Ich könnte erbrechen‹.

*Analytiker:* So hat sich das unverdauliche Essen der Mama mit dem des afrikanischen Koches überlagert? Eine doppelte Portion an unverdaulichen Speisen.

*Patient:* Meine Mama hat Rouladen mit viel Füllung, auch mit altem Zeug zubereitet, der Koch eine Pfanne mit gemischten Zutaten, ein Mischmasch (*pastone*: wie man auch zu Hühnerfutter sagt).

Ich halte mich zurück, dies als Auswirkungen meiner übermäßigen Interpretationen vom Vortag zu deuten, zu der noch die heutige, voreilige Deutung vom Bomberpiloten hinzugekommen war, da ich mich frage, wie ich eine Deutung vorschlagen könnte, die nicht sofort abgelehnt würde.

Es folgt ein Schweigen von einigen Minuten.

*Patient:* Übrigens hat meine Mutter eine ähnliche Gewohnheit wie die Figur aus einer Fernsehserie (eine Art Hexe): Von Rosen schneidet sie die Blüte ab und wirft sie weg, um nur die Stengel mit den Dornen in die Vase zu stellen. Gestern habe ich dann einen Film im Fernsehen gesehen, mit einem Jungen, der von seiner Mutter auf einem Boot begleitet, dann von ihr verlassen worden war und eine Arbeit als Schornsteinfeger angenommen hatte. Er war ohne Mutter, hat sie aber durch Arbeit vergessen können. Dann habe ich den neuesten Film von Muccino gesehen, in dem ein Vater mit einem Kind ohne Frau vorkommt. Sie leben allein wie die Landstreicher, aber dann haben sie sich die Gedanken an sie ausgetrieben.

*Analytiker:* Ich dachte, daß ich gestern vielleicht »bissig« gewesen bin. Ich habe mit dem, was ich gesagt habe, zugebissen, nur die Dornen in Ihrer Rede gehegt und gepflegt, und die Blüte, das eigentlich Wertvolle, weggeworfen.

*Patient:* Warum sagen Sie das?

*Analytiker:* Ich beziehe mich auf meine Kritik an Ihrer Art, sich Carlo anzupassen (den ich als einen paranoiden Aspekt des Patienten gesehen und kritisiert hatte, bevor ich den Grund der Verfolgung erkennen und verstehen konnte), und vor allem darauf, daß ich »die Gelegenheit, sich nicht mit Füßen treten zu lassen«, betont hatte (ungeschickterweise wollte ich vorzeitig sein Entgegenkommen deuten), als Sie von den Teppichen sprachen, anstatt in Ihrer Rede auch den Wunsch zu erkennen,

jemand möge Ihnen beibringen, Teppiche zu knüpfen, Fäden zu weben und Gedankenstränge zu organisieren.

*Patient:* Ich war tatsächlich erstaunt über das, was Sie mir gesagt haben.

*Analytiker:* Vielleicht haben Sie aufgrund meiner Bissigkeit und meines darauffolgenden Schweigens nacheinander etwas erlebt, was von einem Gefühl der Verfolgung bis hin zu einem Gefühl von Verlassenheit – ohne Mama – reichte. Sie haben sich wie einer gefühlt, der den ganzen Ruß allein wegputzen soll. Aber ich möchte betonen, wie jemand, der dazu auch imstande ist, sei es während der Bombardierung oder in der Einsamkeit, auch wenn es noch so schwierig ist.

*Patient:* Und im Film gelang es dem Jungen, mit Hilfe des Vaters alle seine Projekte zu verwirklichen, endlich konnte er träumen.

*Analytiker:* Hoffen wir, daß der Koch aus Eritrea oder der sizilianische Koch (Filippo weiß, daß ich auf Sizilien geboren bin) nicht mehr solche unverdaulichen Speisen zubereitet.

*Patient* (lacht und fährt nach einem kurzen Schweigen fort): Gestern hat es zwischen meinem Vater und dem von Simona einen Wortwechsel gegeben. Es ging darum, wie man den Garten am besten bestellt. Der Vater von Simona benutzt die Motorhacke, und so geht es schnell. Meinem Vater zufolge nimmt man besser die Handhacke, und das nicht nur, weil sie viel tiefer in das Erdreich eindringt, sondern vor allem, weil die Motorhacke die Oberfläche des Bodens zwar besser zerkrümelt, aber durch die Schläge eine undurchlässige Zone schafft, die keinen Austausch mit den tieferliegenden Schichten mehr erlaubt. Beide haben beschlossen, sich einen Teil vom Garten vorzunehmen, ähnlich wie im Universitätsinstitut, wo es sauber voneinander getrennt eine psychiatrische Abteilung und eine Abteilung für Statistik gibt.

*Analytiker:* Da scheint es fast notwendig zu sein, beide Bereiche voneinander getrennt zu halten.

*Patient:* Sonst endet es wie bei den Hühnern, die sich gegenseitig hacken. Ich habe im Orient leidenschaftliche Hahnenkämpfe gesehen. Selbst wenn Blut fließt, hören sie trotz ihrer Verletzungen nicht auf, aufeinander einzuhacken. Ich ziehe es vor, am Computer zu spielen, so was wie ein echtes Hahnenkampfspiel, aber da fließt zumindest kein wirkliches Blut.

Ich denke, er weist mich auf ein Risiko hin, daß ich nämlich zu viel und automatisch deute, was oberflächlich betrachtet die Vorstellung eines guten gepflügten Feldes vermittelt. Dies macht aber eine tiefer gelegene Schicht des Feldes un-

durchlässig, so daß andere, noch tiefer liegende Schichten nicht auftauchen können. Ich verzichte deshalb auf diese Deutung, die ich eher für das Ergebnis einer Entschlüsselung als für die Frucht von Reverie halte.

*Analytiker:* Aber vielleicht ließe sich eine Übereinkunft zwischen statistischer Forschung und klinischer Psychiatrie erreichen, ähnlicher jener, wie sie zwischen Ihrem Vater und dem von Simona erzielt wurde.

*Patient:* Nun ja, ich verstehe, warum ich auch von zwei Arten von Konflikt in mir spreche: Wie die Hähne in ihrer Explosivität die Gefühle auf Kosten von Blut auszuleben oder mich wieder wie am Anfang des Traumes hinter einer Mauer oder in einem Computerspiel zu verstecken.

*Analytiker:* Warum muß es denn als ein Entweder-Oder gesehen werden? Es gibt Gerichte wie die Caponata Siciliana, in denen Salziges und Süßes nebeneinander existieren können, so wie in Ihrer Geschichte die Explosivität der Mama mit der übertriebenen Zurückhaltung des Vaters.

Einige Sitzungen später bin ich über die in der Stunde vorgehenden Wandlungen erstaunt: Filippo taucht in einem knallbunten Pullover auf, der aus jeweils andersfarbigen Einzelteilen zusammengesetzt ist: ein Ärmel rot, einer grün, die Vorderseite blau, der Rücken gelb, was mich an einen Hofnarren, an Frankenstein oder an einen Harlekin denken läßt, ohne daß ich diese meine Reverien zu Beginn der Stunde benützte.

Ein Traum von Filippo führt dann Signor Brighi ein, einen sehr gewalttätigen psychiatrischen Patienten, der aus einem Keller befreit wurde, während eine neue Figur, ein Rasender, seinen freigewordenen Platz im Keller einnimmt (in mir taucht das Bild von Käseläiben oder Schinken auf, die im Keller/Wartezimmer zum Reifen bleiben, bis sie ›fertig‹ sind). Filippo bringt dann den Rasenden im Keller mit Frankenstein in Verbindung und sagt erstaunt: der aus Stücken zusammengesetzte Pullover! Nach Frankenstein mit seiner mörderischen Wut, weil man ihn nicht liebte, taucht dann der Schmerz des kleinen verlassenen ›Mädchens mit den Schwefelhölzern‹<sup>6</sup> auf, das in der Kälte hungert.

Dann taucht Harlekin auf, wie die Fähigkeit, sich davon zu befreien. Die Sitzung endet mit der Erzählung von Signora Candida, die Bleichlauge trinkt, was mir die Möglichkeit gibt, die Angst und die Mühe zu deuten, wenn man sich von derartig heftigen Gefühlen reinwaschen will. Die letzten Worte kommen von Filippo, der sagt: Ich muß in meinem Leben viel Wut ausgebrütet haben, wirklich viel Wut. Es wird mir jedoch bewußt, daß ich gerne mit meinem Vater spreche. Wirklich, es gefällt mir und ich würde für nichts in der Welt darauf verzichten!

<sup>6</sup> Märchen von Hans Christian Andersen [A. d. Ü.].

*Schlußbetrachtung: Grasping ↔ Casting*

Grotstein (2007) beschreibt einen »Wahrheitsinstinkt oder Wahrheitstrieb«, der uns zu »O« hinführt, konstatiert aber auch das Problem, daß die Neugierde, wenn sie die Kontaktschranke bedrängt (die Sequenz von Alpha-Elementen, die Bewußtsein und Unbewußtes trennt, von wo aus die unendlichen möglichen narrativen Derivate ihren Ausgang nehmen), eine Gefahr darstellen kann. Es ist dann Geduld erforderlich wie bei einer typischen Szene aus Hollywood, wo der Produzent einen Schauspieler, der um eine Rolle nachfragt, vertröstet: »Rufen Sie nicht an. Wir rufen Sie an!« (S. 142)

Dieses Konzept ist meinem Konzept des »Casting« nicht unähnlich, worunter ich die andauernde Aktivität des Traumdenkens im Wachen (von Analytiker und Patient) verstehe, um Figuren und Situationen zu finden, die davon eine emotionale Verkörperung ermöglichen. Vergleichbar einem Gleis, das parallel zu jenem verläuft, auf dem »jede Wahrnehmung, jeder Gedanke, jedes Handelns in der äußeren Wirklichkeit ›geträumt‹ werden muß, um Teil des Unbewußten zu werden wie bewußt als Ergebnis eines anfänglich unbewußten Vorgangs« (S. 145).

Das Folgende ist rein metaphorisch zu verstehen, dem einzigen spezifischen Modus, worin ich kompetent bin.

Einer der ersten, jedoch ziemlich schnell wieder verschwindenden Reflexe unserer Spezies ist das »Grasping«, das Sichfestklammern. Ein anderer Reflex mit ähnlichen Eigenschaften ist der des Schreitreflexes.

Der »zum Leben auf den Bäumen gehörende« Reflex begleitet uns allerdings oft lange: als Bedürfnis, uns an etwas festzuhalten. Als Analytiker halten wir uns oft an bekannten und bereits etablierten Theorien fest, als Menschen häufig an Religionen und Weltanschauungen (Bion 2007a). Deshalb läßt sich ein beträchtlicher Anteil der menschlichen Einstellungen und Verhaltensweisen mit einem Trolleybus oder einer Trambahn vergleichen, die durch ihren Oberleitungsbügel Energie aus dem Netz vorgefertigter Glaubensinhalte ziehen.

Ähnliche Überlegungen könnte man hinsichtlich des Schreitreflexes anstellen, des oft grundlosen Gehens ohne besonderes Nachdenken. Natürlich endet diese Haltung damit, daß wir uns im Behandlungsraum wiederfinden und der andauernden Versuchung ausgesetzt sind, bei dem zu bleiben, was uns (vom Patienten oder von einer Theorie) bereits

bekannt ist: eine Versuchung, die sich, wie Bolognini (2008) anmerkt, auch auf die ödipale Konfiguration des Analytikers erstrecken kann, wenn dieser eine narzißtische, zu exklusive Dyade mit einer Frau/mit einer zu gesättigten Theorie eingeht (anstatt ein zeugungsfähiges Paar zu bilden, das der Originalität des Sohns/Patienten einen Platz einräumt). Dagegen wirken zwei Bemerkungen Bions (1987) heilsam: daß der Patient von heute nichts mit dem Patienten von gestern zu tun hat und daß er selbst eine freudianische oder kleinianische Deutung gibt, wenn er müde ist und ihm nichts Eigenes einfällt.

Das, was ich Casting nenne, ist ein Phänomen, das mir immer mehr im Zentrum jeder Analyse zu stehen scheint. In den klassischen Analysen finden wir bereits zu Beginn – wie in alten Kriminalromanen – das vollständige oder zumindest fast vollständige Register der handelnden Figuren. In Analysen mit weniger Raum zur Symbolisierung wird die Entwicklung der Fähigkeit zum Casting selbst zu einem Ziel der Analyse. Stumme, nicht-ausdrucksfähige Bereiche werden zu einer Matrix, aus der belebte, unbelebte, aktuelle Figuren entstehen und Geschichten, die vorher nicht ausgedrückt werden konnten, beginnen, sinnhaft und erzählbar zu werden. Bisweilen schließt das Casting Szenarien und Orte mit ein, die sich erst langsam mit Leben füllen müssen.

Das Vertrauen des Analytikers in die Methode, seine Reverien, seine Fähigkeit zum intuitiven Verstehen, seine negative Fähigkeit, seine Befähigung, in der Sprache versteckte Inhalte herauszuhören, bilden sozusagen den Dünger, der das Aufkeimen in Wüstenzonen ermöglicht.

Das psychische Leben hat bodenlose Abgründe, die sich immer mehr in die Tiefe öffnen. Das bringt uns einerseits zu der Behauptung, die Analyse könne nur in der Entwicklung der Funktion des Casting bestehen. Andererseits sagen wir, daß uns erst die Abwehrmechanismen mit ihren Abschottungen, Panzerungen, Löchern und Öffnungen ein geordnetes psychisches Leben ermöglichen.

Es wäre nützlich, sich stets daran zu erinnern, daß unter jeder seelischen Pflasterung Magma aus Protoemotionen liegt, vor der man sich in acht nehmen muß, die aber von Zeit zu Zeit ein außerordentliches Ausdruckspotential besitzt.

So begriffen, kommt das »Casting« niemals zum Ende. Seine Weiterentwicklung ist deshalb eines unserer vorrangigen Ziele. Letztlich hängt es von unserer Haltung ab, so weit wie möglich auf das »Grasping«, das

Festhalten am schon Bekannten, an den verfestigten Theorien, die auch Abwehrbarrieren gegen wahre Erkenntnis sind, zu verzichten. Sie bildet den Königsweg, um uns und unserem Patienten ein immer bedeutsames und unvorhersehbareres »Casting« zu ermöglichen.

Im Grunde bringt Bions berühmte Formulierung »ohne Erinnerung und Wunsch« zum Ausdruck, jedes Mal von dem aus wieder von vorne zu beginnen, was wir nicht wissen, und nicht zu sehr auf dem zu bestehen, was wir bereits wissen.

Das Thema, das alle diese Überlegungen umfaßt, ist die unheilbare Krankheit der »Sinnggebung«, der »Sinnfindung« selbst für das, was augenscheinlich keinen Sinn hat.

Ist dieses Bestreben auf der einen Seite ein besonderes und lebendiges Merkmal unserer Spezies, so auf der anderen auch ihre Krankheit. Es ist nämlich eines, den Sinn zu suchen, und ein anderes, ihn finden oder gefunden haben zu müssen. Letzteres hat innerhalb und außerhalb des Behandlungszimmers zu dramatischen Situationen geführt, wie sie jeder Fanatismus schließlich auslöst.

Anschrift des Verf.: Dr. med. Antonino Ferro, Via Cardano 77, I-27100 Pavia. E-Mail: antonino.ferro3@tin.it

Aus dem Italienischen von Carina Weiß, Würzburg

#### BIBLIOGRAPHIE

- Baranes, J.-J., Sacco, F., Aisenstein, M. et al. (2002): *Inventer en psychanalyse: construire et interpréter*. Paris (Dunod).
- Baranger, M. (1993): *The mind of the analyst: from listening to interpretation*. *Int J Psychoanal* 74, 15–24.
- & Baranger, W. (1961–62): *La situación analítica como campo dinámico*. *Revista Uruguaya de Psicoanálisis* 4, 3–54.
- Barros, E. M. (2000): *Affect and pictographic image: the constitution of meaning in mental life*. *Int J Psychoanal* 81, 1087–1099.
- Bezoari, M. & Ferro, A. (1992): *From a play between ›parts‹ to transformations in the couple. Psychoanalysis in a bipersonal field*. In: Nissim Momigliano, L. & Robutti, A. (Hg.): *Shared Experience: the Psychoanalytic Dialogue*. London (Karnac), 43–65.
- Bion, W. R. (1987): *Clinical Seminars and Four Papers*. Abingdon (Fleetwood).
- (1990a [1962]): *Lernen durch Erfahrung*. Übers. E. Krejci. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- (1990b [1977]): *The dawn of oblivion*. In: Ders.: *A Memoir of the Future*, Bd. 3. Rev. and corr. ed. London (Karnac).
- (1992a [1963]): *Elemente der Psychoanalyse*. Übers. E. Krejci. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- (1992b): *Cogitations*. London (Karnac).

- (1997 [1965]): Transformationen. Übers. E. Krejci. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- (2006 [1970]): Aufmerksamkeit und Deutung. Übers. E. Vorspohl. Tübingen (edition diskord).
- (2007a [1985]): Die italienischen Seminare. Übers. E. Vorspohl. Tübingen (edition diskord).
- (2007b [2005]): Die Tavistock-Seminare. Übers. E. Vorspohl. Tübingen (edition diskord).
- Bleger, J. (1986): *Psicohigiene y psicología institucional*. Buenos Aires (Paidós).
- Bollas, C. (1999): *The Mystery of Things*. London (Routledge).
- Bolognini, S. (2003 [2002]): *Die psychoanalytische Einfühlung*. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- (2008): *Passaggi segreti. Teoria e tecnica della relazione interspichica*. Turin (Bollati Boringhieri).
- Botella, C. & Botella, S. (2005): *The Work of Psychic Figurability: Mental States without Representation*. Hove/East Sussex, New York (Brunner-Routledge).
- Boyer, L. B. (1988): Thinking of the interview as if it were a dream. *Contemp Psychoanal* 24, 275–281.
- Cairo, I. (2007): Review of ›Seeds of Illness, Seeds of Recovery‹ and ›Psychoanalysis as Therapy and Storytelling‹ by A. Ferro. *Int J Psychoanal* 88, 1299–1304.
- Canestri, J. (Hg.) (2006): *Psychoanalysis: From Practice to Theory*. New York/NY (Wiley).
- Chianese, D. (2007 [1997]): *Constructions and the Analytic Field: History, Scenes and Destiny*. London (Routledge).
- Eco, U. (1979): *The Role of the Reader: Explorations in the Semiotics of Texts*. Bloomington (Indiana UP).
- (1992 [1990]): *Die Grenzen der Interpretation*. Übers. G. Memmert. München (Hanser).
- Eizirik, C. L. (2005): Analytic listening to traumatic situations. Panel, IPA Congress, Rio de Janeiro.
- Faimberg, H. (1996): Listening to listening. *Int J Psychoanal* 77, 667–677.
- (2001): Dem Zuhören zuhören. Historische Wahrheiten und Verleugnung. In: Böhleber, W. & Drews, S. (Hg.): *Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart*. Stuttgart (Klett-Cotta), 424–434.
- (2005): *The Telescoping of Generations. Listening to the Narcissistic Links between Generations*. London, New York (Routledge).
- Fellini, F. (2007): *Das Buch der Träume*. München (Heyne).
- Ferro, A. (2002a): Some implications of Bion's thought: The waking dream and narrative derivatives. *Int J Psychoanal* 83, 597–607.
- (2002b): Superego transformations through the analyst's capacity for reverie. *Psychoanal Quart* 71, 477–501.
- (2003 [1992]): *Das bipersonale Feld. Konstruktivismus und Feldtheorie in der Kinderanalyse*. Übers. E. Vorspohl. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- (2005a): Which reality in the psychoanalytic session? *Psychoanal Quart* 74, 421–442.
- (2005b [1996]): *Im analytischen Raum. Emotionen, Erzählungen, Transformationen*. Übers. A. Jappe u. L. Steinmann. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- (2006a): Da una psicoanalisi dei contenuti e delle memorie a una psicoanalisi per gli apparati per sognare, sentire, pensare: transfert, transfer, trasferimenti. *Riv Psicoanal* 52, 401–478.
- (2006b [1999]): *Psychoanalysis as Therapy and Storytelling*. London, New York (Routledge).

- (2006c [2005]): Bion: Theoretische und klinische Betrachtungen. In: Junkers, G. (Hg.): *Verkehrte Liebe. Ausgewählte Beiträge aus dem ›International Journal of Psychoanalysis‹*, Bd. 1. Tübingen (edition diskord), 147–158.
- (2007 [2006]): Klinische Implikationen von Bions Denken. In: Junkers, G. (Hg.): *Schweigen. Ausgewählte Beiträge aus dem ›International Journal of Psychoanalysis‹*, Bd. 2. Tübingen (edition diskord), 151–171.
- (2008): The patient as the analyst's best colleague: transformation into dream and narrative transformation. In: *Italian Psychoanalytical Annual*. Rom (Borla), 199–205.
- (2009 [2006]): *Mind Works. Technique and Creativity in Psychoanalysis*. London, New York (Routledge).
- & Basile, R. (2004): The psychoanalyst as individual: self-analysis and gradients of functioning. *Psychoanal Quart* 73, 659–682.
- & Foresti, G. (2008): ›Objects‹ and characters in psychoanalytical texts/dialogues. *Int Forum Psychoanal* 17, 71–81.
- & Basile, R. (Hg.) (2009): *The Analytic Field. A Clinical Concept*. London (Karnac) (im Druck).
- Civitarese, G., Collovà, M., Foresti, G., Mazzacane, F., Molinari, E. & Politi, P. (2007): *Sognare l'analisi. Sviluppi clinici del pensiero di Bion*. Turin (Bollati Boringhieri).
- Ferruta, A. (2005): Aggrapparsi: una struttura elementare per la sopravvivenza psichica. In: Dies. (Hg.): *Pensare per Immagini*. Rom (Borla).
- Freud, S. (1900a): Die Traumdeutung. *GW* 2/3.
- (1914g): Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. *GW* 10, 126–136.
- Gabbard, G. O. (1999 [1995]): Gegenübertragung: Die Herausbildung eines gemeinsamen Verständnisses. *Psyche – Z Psychoanal* 53, 972–990.
- & Lester, E. P. (1995): *Boundaries and Boundary Violations in Psychoanalysis*. New York/NY (Basic Books).
- & Westen, D. (2003): Rethinking therapeutic action. *Int J Psychoanal* 84, 823–841.
- Gibeault, A. (1991): Deutung und Übertragung. *EPF Bull* 36.
- Green, A. (2002 [1989]): La tiercéité. In: Ders.: *La pensée clinique*. Paris (Jacob).
- (2005): The illusion of the common ground and mythical pluralism. *Int J Psychoanal* 86, 627–632.
- Grotstein, J. S. (2000): *Who is the Dreamer, Who Dreams the Dream? A Study of Psychic Presences*. Hillsdale/NJ, London (Analytic Press).
- (2002): ›We are such stuff as dreams are made of‹: annotations on dreams and dreaming in Bion's works. In: Neri, C., Pines, M. & Friedman, R. (Hg.): *Dreams in Group Psychotherapy: Theory and Technique*. London (Kingsley), 110–145.
- (2007): *A Beam of Intense Darkness. Wilfred Bion's Legacy to Psychoanalysis*. London (Karnac).
- Guignard, F. (2004): Vorwort zur französischen Ausgabe von ›Fattori di malattia, fattori di guarigione‹. Paris (Editions In Press).
- Hanly, C. (1990): The concept of truth in psychoanalysis. *Int J Psychoanal* 71, 375–383.
- Joseph, B. (2002 [1985]): Übertragung – die Gesamtsituation. In: Spillius, E. B. (Hg.): *Melanie Klein heute*. Bd. 2: Anwendungen. Übers. E. Vorspohl. 3. Aufl. Stuttgart (Klett-Cotta), 84–100.
- Kancyper, L. (Hg.) (2002): *Volviendo a pensar con Willy y Madeleine Baranger*. Buenos Aires (Lumen).
- Kernberg, O. F. (1993): Convergences and divergences in contemporary psychoanalytic technique. *Int J Psychoanal* 74, 659–673.

- (1994 [1993]): Übereinstimmungen und Unterschiede in der zeitgenössischen psychoanalytischen Technik. *Forum Psychoanal* 10, 296–314.
  - (2002 [2001]): Neuere Entwicklungen der Behandlungstechnik in den englischsprachigen psychoanalytischen Schulen. *Forum Psychoanal* 18, 1–19.
- La Farge, L. (2007): Review of *Psychoanalysis as Therapy and Storytelling* by A. Ferro. *Psychoanal Quart* 76, 1391–1397.
- Lewkowicz, S. & Flechner, S. (Hg.) (2005): *Truth, Reality and the Psychoanalyst: Latin American Contributions to Psychoanalysis*. London: (International Psychoanalytical Association).
- Ogden, T. H. (1995 [1989]): *Frühe Formen des Erlebens*. Übers. E. M. Wolfram u. H. Friessner. Wien, New York (Springer) 1995.
- (2003): On not being able to dream. *Int J Psychoanal* 84, 17–30.
  - (2005): *This Art of Psychoanalysis: Dreaming Undreamt Dreams and Interrupted Cries*. London (Routledge).
- O'Shaughnessy, E. (2005): Discussion of A. Ferro's paper »Bion's thought«. »Wilfred Bion today«, International Conference, University College London, 11. 6. 2005.
- Pavell, T. J. (1976): Possible worlds in literary semantics. *Journal of Aesthetics and Art Criticism* 34, 165.
- Ryan, M.-L. (2005): Possible-worlds theory. In: Herman, D., Jahn, M. & Ryan, M.-L.: *Routledge Encyclopedia of Narrative Theory*. London (Routledge).
- Renik, O. (1993): Analytic interaction: Conceptualizing technique in the light of the analyst's irreducible subjectivity. *Psychoanal Quart* 65, 553–571.
- Riolo, F. (2007): Freud and Lichtenberg's knife. In: *Italian Psychoanalytic Annual*. Rom (Borla), 59–69.
- Schafer, R. (1995 [1992]): *Erzähltes Leben, Narration und Dialog in der Psychoanalyse*. Übers. T. Junek. München (Pfeiffer).
- Smith, H. F. (1999): Subjectivity and objectivity in analytic listening. *J Am Psychoanal Ass* 47, 465–484.
- Spence, D. (1982): *Narrative Truth and Historical Truth: Meaning and Interpretation in Psychoanalysis*. New York (Norton).
- Tuckett, D., Basile, R., Birksted-Breen, D., Bohm, T., Denis, P., Ferro, A., Hinz, H., Jemstedt, A., Mariotti, P. & Schubert, J. (2008): *Psychoanalysis Comparable and Incomparable. The Evolution of a Method to Describe and Compare Psychoanalytic Approaches*. London, New York (Routledge).
- Wallerstein, R. S. (1989 [1988]): Eine Psychoanalyse – oder viele? *ZPTP* 4, 126–153.
- (1990): Psychoanalysis: The common ground. *Int J Psychoanal* 71, 3–20.
  - (2005): Will psychoanalytic pluralism be an enduring state of our discipline? *Int J Psychoanal* 86, 623–626.
- Widlöcher, D. (1996): *Les nouvelles cartes de la psychanalyse*. Paris (Jacob).
- Winnicott, D. W. (1993 [1971]): *Vom Spiel zur Kreativität*. Übers. M. Ermann. Stuttgart (Klett-Cotta) 1973.